Dr. Wilhelm Stekel

Nervöse Leute

Kleine Federzeichnungen aus der Praxis

Wien 1911

Verlag Paul Knepler

(Wallisbaußer'sche k. u. k. Hofbuchhandlung)

Nervöse Leute

Kleine Federzeichnungen aus der Praxis

von

Dr. Wilhelm Stekel

(Wien.)

Wien 1911.

Verlag Paul Knepler

(Wallishausser'sche k. u. k. Hofbuchhandlung)

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Knepler & Schlesinger, Wien, IX., Widerhoferplatz 3.

Zur Einführung.

Die freundliche Aufnahme, welche die kleine Sammlung „Was am Grund der Seele ruht...“ gefunden hat, war die Veranlassung zur Herausgabe einer zweiten geschlossenen Gruppe meiner Beobachtungen aus der Welt der nervösen Menschen. Es handelt sich in diesen Arbeiten eigentlich um Oberflächenpsychologie. Vor unseren Augen soll eine Reihe von Typen nervöser Menschen vorüberziehen, wie ich sie in meiner Praxis kennen gelernt habe und wie sie mein flüchtiger Stift festgehalten hat. Nur an einzelnen Stellen finden sich Beziehungen vom Individuellen zum Allgemeinen. Wer aber meine wissenschaftlichen Arbeiten über die verschiedenen Ausdrucksformen der Nervosität kennt, der wird wissen, daß ich hinter den obenaufliegenden Symptomen immer nach tieferer Motivierung gesucht habe. Davon ist in diesem Buche nicht viel zu finden. Nur hie und da wird ein Kenner kranker Seelen Fäden finden, die weit ins Unbewußte der Psyche hinabreichen.

So bildet dieses Büchlein eine Ergänzung und Erweiterung des ersten. Daß hie und da der Humor zu Worte kommt und die Schilderung zur Satire wird, liegt in der Natur des Stoffes. Denn gerade die Nervosität ist ein Leiden, das die menschlichen Schwächen der sogenannten Normalmenschen karikiert und unterstreicht. Aus diesem Grunde wird die Zeichnung des Seelenarztes leicht zur Karikatur. Die Nervosität ist ja der Hohlspiegel, in dem sich das Normale verzerrt wiederspiegelt. So wächst aus diesen losen Blättern ein Ganzes: Das Bild unserer Zeit mit all ihren Fehlern und Vorzügen.

Wien, im März 1911.

Dr. Wilhelm Stekel.

Die nervöse Frau.

Sie ist immer müde. Früh morgens, wenn sie aufsteht, hat sie ein Gefühl, als wenn sie zerschlagen wäre, als wenn sie die ganze Nacht nicht geschlafen hätte! Und sie schläft auch viele Nächte nicht. Mit heftigem Herzklopfen, in Schweiß gebadet, erwacht sie mit einem leichten Angstschrei aus dem unruhigen Schlummer. Sie hatte das Gefühl, als würde sie einen steilen Abgrund mit unheimlicher Schnelligkeit hinuntersausen; oder ihre Köchin, die mühsam abgerichtete und in die tausend individuellen Bedürfnisse eingeweihte, ist ihr im Traume erschienen und hat ihr den Dienst gekündigt; oder ihr heißgeliebter Ehegatte hat ihrer schönsten und liebsten Freundin einen Kuß gegeben; oder sie wurde von einem großen starken Manne bedroht und flüchtete über Stiegen und dräuende Abhänge. Diese Stimmungen, diese Gestalten aus dem Reiche des Unbewußten tönen des Morgens in ihrer Seele fort, sie merkt, daß ihr der Schlaf keine Ruhe geboten hat, daß ihre ermüdeten Nerven einen fortwährenden Kampf gegen die unzähligen Widerstände des Lebens im Traume weitergeführt haben — und sie ist müde. Manchmal hat sie ein Gefühl, als wenn eiserne Reifen ihren Kopf umschließen würden, als ob sie an den Gliedern Bleigewichte hängen hätte; aber es hilft ihr nichts, sie findet keine Ruhe, sie gönnt sich keine Ruhe, sie kann sich keine Ruhe gönnen, weil sie ein ungestümer Drang zu fortwährender abwechselungsreicher Beschäftigung treibt.

Des Morgens ist sie müde, schläfrig, aber des Abends erwachen in ihr tausend neue Spannkräfte; sie könnte die ganze Nacht durchtanzen, durchplaudern, möchte jeden Abend ins Theater gehen und nachher mit einigen Freundinnen die Eindrücke der Kunst im Kaffeehause plaudernd fortspinnen und sie ist nie schläfrig. Über

ihren Gatten, der den ganzen Tag gewirkt hat und dem ausgiebiger Schlaf ein zweites Bedürfnis ist, findet sie nur Worte der Empörung. Man denke: sie spricht gerade über die wichtigen Mitteilungen der Nachbarin, über ihr neues Kleid, das die Schneiderin total „verpfuscht" hat, sie spricht — und der liebloſe Mann ſchnarcht ſchon, iſt während ihres lieben Berichtes ruhig eingeſchlafen, notabene, ohne ihr gute Nacht geſagt zu haben und ihr den obligaten, leider nur zu obligaten Kuß gegeben zu haben. Es iſt ja klar, er liebt ſie nicht mehr. Er hat ſie nie geliebt! Nein, das wäre ungerecht — er hat ſie geliebt, er hat ſie ſehr heiß geliebt, aber jetzt iſt ſeine Liebe erkaltet. Und ſie iſt, wie alle nervöſen Frauen, an Liebe unerſättlich, ſie möchte ewig umſchmeichelt werden, immer gekoſt ſein; ſie möchte ſich wie ein ſchwaches Kind an ſeine Bruſt ſchmiegen, von ſeinen ſanften Händen geſtreichelt und verhätſchelt; ſie möchte täglich fühlen, daß er ſie noch liebt wie früher. Sie macht ihm Vorwürfe, die er mit Rückſicht auf ſeinen harten Beruf als ungerechtfertigt zurückweiſt, ſie ſchmollt, ſie reizt ihn durch Widerſpruch, und wenn ſie ein klein wenig Bosheit im Leibe hat, ſo macht ſie ihn eiferſüchtig, bis er zornig wird und ſie zur Rede ſtellt. O, dann iſt ſie überglücklich. Wenn die Sturmflut ſeiner Worte ſich über ihr gebeugtes Haupt ergießt, dann fühlt ſie wenigſtens, wie lieb er ſie hat, und mit all' den tauſend kleinen Verführungskünſten, die jede Frau immer bereit hat, weiß ſie ihn zu umgarnen, ihn von den ſchwachen Seiten zu packen, und iſt ſo rührend und entzückend in ihrer anſcheinenden Hilfloſigkeit, daß der geſtrenge Gebieter bald als lammfrommes ergebenes Seelchen ihr zu Füßen liegt. Denn keine zweite Frau verſteht es, die Sinne des Mannes ſo zu entflammen, wie die nervöſe. Die geſunde bleibt ſich immer gleich, ſie iſt immer ein und dieſelbe, mag ſie nun gut oder böſe, treu oder falſch ſein; die nervöſe iſt täglich anders und bietet ihrem Manne ein ganzes Repertoire bekannter Heldinnen. Sonntag iſt ſie Nora, Montag Hedda Gabler, Dienstag Gretchen, Mittwoch Medea, Donnerstag Meſſalina, Freitag die Jungfrau von Orleans (ſelbſt das kann ſie), Samstag ſpielt ſie wieder das ſüße Mädel, kurzum, ſie fällt von einem Extrem ins andere. Was ihr heute Freude

macht, ist ihr morgen zur Last, und der arglose Gatte, der ihr heute einen Wunsch von gestern erfüllen will, steht entsetzt vor all' den neuen, emporstrudelnden, widersprechenden Wünschen.

Selbstverständlich ist sie von der bösen Welt und allen ihren Lieben verkannt. Niemand kennt ihren wahren Wert, niemand versteht sie und ihr seltsames Wesen, sie findet schwer eine Freundin und klagt auch darüber. „Andere," sagt sie, „haben so viele Freundinnen und ich kann keine finden; freilich, ich weiß es ja, weil ich eben anders geartet bin, weil ich zu den gewöhnlichen Menschen nicht passe, weil ich etwas Außerordentliches bin." Aber das würde sie verwinden, wenn sie nur ihr Mann verstehen würde. Aber der hat ja seinen Kopf nur bei seinen Geschäften; — der Ärmste muß sich ja so hetzen.

In Wirklichkeit hetzt sich nur die Frau; ihr ganzer Tag ist eine beständige Hetzjagd. Sie fürchtet, nicht fertig zu werden, das Kind wird nicht pünktlich in die Schule kommen, das Mittagessen wird nicht fertig werden, sie wird keine Zeit finden, sich für den erwarteten Besuch umzukleiden. Alles stürmt auf einmal auf sie ein: Zu gleicher Zeit erscheint die Schneiderin mit der Rechnung, die Gemüsefrau, der Geldbriefträger, das neue Dienstmädchen, der stürmische Knabe fällt vom Stuhle herunter und tut sich weh. Das nennt sie einen Rummel und ihr ganzes Leben scheint ein beständiger Rummel zu sein. Sie sehnt sich nach Ruhe, nach einem stillen friedlichen Leben in einem kleinen holländischen Dorfe, nach träumerischen Spaziergängen in lärmentrückten Landschaften, sie sehnt sich nach einer stillen Stunde im Tage, die sie, ach! — nicht finden kann. Sie ist ihrem Berufe als Hausfrau nicht gewachsen, weil sie alles zu ernst, zu tragisch nimmt, weil sie ihre Pflichten ungeheuer übertreibt. Vieles wird ihr zur Monomanie. Hinter dem Staube jagt sie daher, als gälte es, Satan aus dem Paradiese zu vertreiben, sie möchte alles aufs I-Tüpferl genau haben, sie wollte die reinste, netteste Wohnung aufweisen und ihre Kinder sollten die wohlerzogensten der ganzen Stadt sein.

Die Kinder! Bald von überströmender Liebe gehätschelt, verzärtelt, bald in fast ungerechter Weise strenge angefahren und bestraft.

Heute gibt sie den Launen der Kinder nach, „weil sie so süß sind", und morgen möchte sie das Schwerste durchsetzen. Um die Kinder zittert sie bei Tag und Nacht; wenn die Kinder ausgehen, blickt sie ängstlich auf die Uhr, und wenn sie um die bestimmte Stunde noch nicht zurück sind, so schwirren ihr allerlei unheimliche Gedanken durch den Kopf. Sie sieht ihre lieben Kleinen überfahren, zertreten, geraubt, mißhandelt. Noch eine Viertelstunde vergeht und die Kinder erscheinen nicht. Sie ist in höchster Erregung. Da läutet es und mit einem Jubelschrei stürzt sie sich auf die Kleinen und drückt sie mit tausend Küssen an ihr klopfendes Herz. Am liebsten ist es ihr, wenn sie sie immer bei sich hat. Freilich nützen die Kinder diese Liebe gehörig aus und seckieren die arme Mama, so daß sie sich zu verschiedenen Drohungen versteigen muß: „Alfred, ich schwöre es dir, du kommst aus dem Hause, ich kann mit dir nicht fertig werden. Ich werde dich in eine Pension geben. Warte nur, bis Papa nach Hause kommt." Papa kommt wirklich abends in bester Laune nach Hause. Er ist glücklich, eine halbe Stunde mit seinen geliebten Kinderchen verbringen zu können, und soll jetzt den Richter spielen und den strengen Wauwau abgeben, vor dem das Kind zittert; soll seinen Ruf als gefürchtete Autorität rechtfertigen. Wenn er es nicht tut, so wird ihm sofort vorgehalten, daß er die Kinder nicht erziehen könne, daß es unmöglich sei, mit dem Knaben fertig zu werden, wenn der Papa zu seinen Streichen lache. Freilich, der gute Papa weiß nur zu genau, daß er in seiner Jugend ebenso schlimm, wenn nicht noch schlimmer gewesen, und weiß auch, daß es just das beste ist, Kinder ein wenig austollen zu lassen und nicht zu viel an ihnen herumzumodeln. So ein armes, kleines Ding, denkt er, und es muß schon tausendmal im Tage hören: das darfst du nicht, das schickt sich nicht, das ist nicht erlaubt, das ist garstig, das ist unanständig usw. Ist ein Kind schlimm, so wird natürlich der Papa zum Vergleiche herangezogen und flugs heißt es: „Es wundert mich nicht, daß Karlchen so ist, das hat er ja von dir." Vieles spricht die nervöse Frau zu ihrem Manne vor ihren Kindern, — natürlich nur unter dem Einflusse der gesteigerten Erregung — was sie lieber nicht sprechen sollte.

Für den Arzt ist sie der Schrecken seiner Praxis; ihre Klagen sind endlos und täglich hat sie über neue Leiden zu berichten. Plötzlich bei Nacht erwacht sie mit entsetzlichem Herzklopfen aus einem schweren Traume. Sie hat ein beklemmendes Gefühl auf der Brust und die Empfindung: Jetzt wirst du sterben! Der Arzt wird schleunigst gerufen und einige beruhigende Worte verscheuchen Todesangst und Verzweiflung. Aber schon in den nächsten Tagen schrecken sie neue Phantome. Diesmal ist es keine Einbildung. Sie weiß es ganz bestimmt und das könne ihr kein „Professor" ausreden, daß sie einen „Krebs" habe. Nach einigen Tagen kommt eine neue Krankheit aufs Tapet. Denn ihr Repertoire ist geradezu unerschöpflich und setzt selbst den erfahrensten Arzt und besonders den eigenen Mann in Schrecken.

Sie leidet an einem Überfluß von Angst, die ohne Unterlaß nach Objekten sucht, die sie besetzen kann. Denn nichts vertragen die Menschen schwerer als eine Angst vor dem Unbestimmten. Die nervöse Frau weiß es nicht, daß sie sich eigentlich nur vor sich selber und den bösen Trieben in Ihrer Brust fürchtet, daß sie vom Leben mehr verlangt hat, als es ihr geben kann und gegeben hat. Zwischen Pflichten und Entsagung hetzt sie sich durch das Leben. Und sie verlangt, der Arzt solle ihr helfen. Sie bestürmt ihn mit ihren eingebildeten Leiden, die darum nicht minder quälend sind als wirkliche und meint, es müsse doch irgend ein Mittel gegen ihre zahllosen Beschwerden geben. Wie soll ihr da ein Arzt helfen können, wo ihr das Leben so viel schuldig geblieben ist?

Eine ungeheuer schwere Aufgabe! Er müßte die Möglichkeit haben, der nervösen Frau aus der Apotheke einen lammfrommen, geduldigen Dienstboten, einen überzärtlichen, noch geduldigeren Ehemann, in Wirklichkeit nicht existierende Musterkinder, die talentiert und doch keine „Schlafhauben" sind, zu verschaffen, eventuell eine entsprechende Veränderung ihrer gesamten Verhältnisse durchzusetzen. Er müßte auch das Defizit an Liebe decken, das die tiefste Wurzel ihres Leidens ist. Denn nervöse Frauen sind eigentlich unbefriedigte und unglückliche Frauen. Häufig hört man sie klagen: „Ich wäre so glücklich, wenn ich nicht nervös wäre! Mir fehlt

zum Glücke nur ein bißchen Ruhe!" Das ist eine jener Lügen, mit denen die Menschen sich gar so gerne belügen. Sie verträgt die Ruhe gar nicht, wenn sie ihr geboten wird und sehnt sich nach einigen glücklichen ruhigen Tagen wieder nach dem verhaßten „Rummel" und der „Hetze", in der sie wenigstens die Stimmen des Innern übertönen kann. Sie will sie nicht hören, jene immer wieder mahnende Stimme in der Brust, die von Liebe und Genießen, vom brausenden Leben erzählt, während sie sich mit den kleinlichen Sorgen und Mühen des Alltags abgeben muß. Ja, und damit wollen wir unsere geheimste Ansicht aussprechen: Die nervöse Frau ist die Frau, die nicht weiß, was sie will, die Frau, die nicht wissen darf und nicht wissen will, was ihr fehlt. — — —

Der nervöſe Mann.

Das Weſen der Nervoſität beruht im Grunde genommen auf einer gewiſſen Labilität der Pſyche. Ich werde mich durch einen Vergleich etwas klarer ausdrücken: Während der normale, geſunde Menſch auf feſtem Boden ſteht, ſchwer zu erſchüttern und aus dem Gleichgewichte zu bringen iſt, wandelt der Nervöſe auf einem ſchmalen Stege einige Zentimeter, viele Zentimeter, ja ſelbſt viele Meter hoch über dem Erdboden. Sein Gang iſt unſicher und ſchwankend und er weiß es: Ein kleiner Stoß und ich liege unten, verwundet und zerſchmettert. Und er ahnt es nie, wie hoch ſein Steg über den Boden dahinläuft. Manchmal wandelt er ſo hoch, daß ihn ein falſcher Schritt in die Nacht des Wahnſinns ſtürzen kann. Oft iſt es nur die Größe einer Stecknadel, die ihn vom Erdboden trennt, und er ängſtigt ſich vor jedem ſeiner Tritte, glaubt wer weiß wie hoch zu wandeln und wer weiß wie tief fallen zu können, und iſt doch in Wahrheit beinahe ein Geſunder, dem nur der Mut fehlt, ſein ſchwankes Brettchen zu verlaſſen und die breite Heerſtraße des Lebens zu wandeln: ein Geſunder ohne Bewußtſein der Geſundheit.

Dieſe fürchterliche Angſt! Wie ſchön wäre das Leben, wenn wir es genießen könnten, wie es ſich uns darbietet, wenn ſich nicht vor jeder Tür, die in das Paradies des Genuſſes führt, ein ekliger Lindwurm befände, aus deſſen Rachen Gift und Feuer empor-brodeln! Die erſten Urſprünge dieſer Angſt reichen bis in die Kindheit zurück. Wie könnte man ſonſt alle Idioſynkraſien des nervöſen Mannes erklären? Er fürchtet die Dunkelheit, beim Anblicke von Fröſchen, Mäuſen, Blindſchleichen, beim Rieſeln eines Tropfens Blut, bei heftigem Gewitter ſchreit der Nervöſe entſetzt auf, flieht oder fällt ſogar in Ohnmacht, was nicht ausſchließt, daß er in Momenten großer Gefahr viel mehr Geiſtesgegenwart hat, als nervenſtarke Menſchen. Das kommt daher, daß er ſehr raſch

denken kann. Seine Gedankenassoziationen gehen unglaublich schnell vor sich, weßhalb seine Phantasie immer lebhafter arbeitet als beim Normalen. Es ist unrichtig, daß alle nervösen Leute schwer Entschlüsse fassen. Im Gegenteil! Sie handeln viel rascher, viel impulsiver, wenn nicht irgend ein Angstgefühl ihr Handeln beeinflußt. Und der nervöse Mann hat sehr häufig Angst, und wenn es auch nur eine tief geheime, vor allen Menschen verborgene Angst ist. Bald fürchtet er sich vor einer Erkrankung, vor einer Infektion, bald zittert er um seinen Verstand, bald um seine Stelle, bald um seine Leistungsfähigkeit. Hat er einen großen Erfolg errungen, so ist er nicht imstande, denselben behaglich und in Muße zu genießen, er gönnt sich keine Ruhe. Wie eine Furie jagt ihn die Angst an die neue Arbeit und zischt ihm in die Ohren: „Dein nächstes Werk wird nicht auf der Höhe des letzten sein, du hast deinen Gipfel erreicht, du bist fertig! Jetzt geht es bergab mit dir!"

Er ist mit der Welt und mit sich selber unzufrieden und hat häufig genug gar keinen Grund dazu. Wiederholt hört er sagen: „Sie sind der glücklichste Mensch, den ich kenne; Sie haben ja alles, was ein Mensch begehren kann: Ruhm, Ehre, ein trautes Weib, blühende Kinder, eine sorgenlose Stellung." Törichte Menschen, die ihr nicht wißt, daß das Glück des Menschen inneren Quellen entströmt und daß Selbstzufriedenheit, Bescheidenheit, ruhiges Temperament, höchste Lebensweisheit und größte Dummheit mehr sind, als alle anderen Güter dieser Erde! Der nervöse Mensch ist also immer unzufrieden. Früh Morgens erwacht er und geht mit Unlust an seine Arbeit. Er möchte — ja, wenn er nur selber wüßte, was er möchte. Er möchte alles tun, nur das nicht, was er gerade vorhat. Er sucht mit Wollust irgend etwas, über das er sich ärgern kann, er muß sich entladen, wenn ihm sein Leben einigermaßen erträglich sein soll. Er kritisiert die Zeitung, den Kaffee, das Wetter, dessen Schwankungen seine Stimmung mächtig beeinflußen; ist er ein Beamter, so schimpft er im Amte über seine Arbeit und seine Vorgesetzten.

Er ist immer in Opposition zum ganzen Weltall; daher füllen die nervösen Männer — wie alle Unzufriedenen — die

Reihen der oppositionellen Parteien im politischen Leben. (Der Konservative kann seinem Wesen nach gar nicht nervös sein — wir stellen ihn uns gewohnheitsweise als ruhigen, phlegmatischen, immer zufriedenen Menschen vor.) Der Nervöse verrät seine Natur durch eine beständige Bewegung seines Körpers. Bald trommeln seine Finger auf der Tischplatte, bald zappeln seine Beine, um seine Augen zuckt es wie ein drohendes Gewitter, sein Mund scheint leise zu beben. Er wechselt seinen Gesichtsausdruck, so daß er täglich anders aussehen kann; heute blühend, morgen verfallen, heute himmelhoch jauchzend, morgen tieftraurig, heute jung, morgen ein Greis, heute lebenssprühend und geistreich, morgen apathisch und langweilig.

Seine Unlustgefühle überträgt er gern auf seine Umgebung. So ist er im Kaffeehause oder Gasthause der am meisten gefürchtete Gast. Er ist am schwersten zufriedenzustellen, untersucht jede Speise am liebsten mit einer Lupe, sieht überall verdächtige Eckchen und unappetitliche Stellchen, die er sorgfältigst herausschneidet, fragt jeden Kellner vorher, ob die Speise auch „wirklich frisch" ist, blickt fortwährend auf die Uhr, wenn der bestellte Braten noch nicht erscheint, ruft den Wirt herbei und bedeutet ihm, daß er schon eine halbe Stunde auf die Speise warte, daß er seine Zeit nicht gestohlen habe.*) Oder er stürzt in seine Wohnung, ist entsetzt darüber, daß das Mittagessen noch nicht fertig ist, würgt es in unglaublicher Hast hinunter, „weil er heute noch so viel zu tun hat." O, er ist immer viel beschäftigt. Kein zweiter Mensch muß sich so viel hetzen und plagen wie er. Kein zweiter hat so viel zu tragen, hat so viel Verantwortung, so viele Sorgen. Kein zweiter ist so unersetzlich,

*) Eine andere ebenso verbreitete Spielart des nervösen Mannes ist der „Schüchterne". Dieser traut sich kein lautes Wort zu sprechen, bittet für seine Existenz förmlich um Verzeihung und ist allen Anforderungen des Lebens gegenüber wehrlos. Er läßt sich alles gefallen und schluckt seinen Ärger; er würgt ihn herunter und droht ihm auch die Gefahr, daran zu ersticken. Doch von diesem Typus wollen wir ja heute nicht sprechen. Alles im Leben hat zwei Seiten oder ist, wie ich es nenne „bipolar". Hat man einen Typus gefunden, so kann man sicher sein, ein anderesmal das genaue Gegenspiel entdecken zu können.

könnte das leisten, was er leistet. Des Abends ist er müde und mißmutig; immer klagt er über irgend welche Beschwerden, bald hat er einen eingenommenen Kopf, als wenn er einen eisernen Helm anhätte, bald sticht es im Rücken, bald sind die Beine schwer wie Blei, bald schmerzt das Herz, und dergleichen mehr. Er fühlt es: Es bildet allmählich sich irgend eine schwere Krankheit in seinem Körper, im Magen drückt es, als wenn Steine drinnen liegen würden. Seinem Arzte gegenüber ist er immer mißtrauisch. Man erfährt doch von den Ärzten nie die Wahrheit! Keiner kann ihm helfen. Dabei ist er glücklich, wenn er ein neues Medikament erhält, und untröstlich, wenn ihm der Arzt keines verschreibt. Er glaubt dann, der Arzt halte ihn für verloren. Mit Feuereifer geht er an jede neue Kur, lobt sie über den grünen Klee, um nach einigen Tagen mißmutig aufzuhören und später jedem zu sagen, Doktor N. hätte ihn gründlich verpatzt, er habe seine Krankheit nicht verstanden. Er wechselt die Ärzte ebenso gern wie seine Stimmungen. Er hat die stille Hoffnung, endlich einmal einen Arzt zu finden, der seine Krankheit versteht. Denn seine Krankheit ist ein „Unikum", das kein Arzt bisher richtig diagnostiziert hat.

Am liebsten wäre er selber Arzt geworden. O, er kennt sich trefflich in der Medizin aus. Er studiert fleißig das Konversationslexikon und benützt jedes Zusammentreffen mit einem Arzte oder einem Mediziner dazu, um sich über die Heilkunde belehren zu lassen. Jeder neuen Krankheit, von der er hört, glaubt er selber verfallen zu sein. Es stimmt ja alles bis aufs I-Tüpferl, es sind ja dieselben Symptome, die er aus der Beschreibung kennt. Er sieht schon sein Ende, den nahen Tod vor Augen; denn jede Angst ist in ihrer Wurzel Angst vor der Vernichtung, ist eigentlich nur Todesangst.

Unberechenbar sind die Motive seiner Aufregung. Eine Kleinigkeit bringt ihn aus dem Gleichgewichte und seine Erregung steht in gar keinem Verhältnisse zu der geringfügigen Ursache. Alle seine Lustgefühle und Unlustgefühle zeichnen sich vor denen der Gesunden durch ihre lebhafte Betonung aus. Seine Freuden und seine Schmerzen gehen über das Normale hinaus. Er lebt das Leben in

seinen schönen Momenten doppelt schön, in seinen schweren Stunden doppelt schwer. Die Seele des Gesunden gleicht einem Klavier, dessen Töne durch den Dämpfer des ruhigen kritischen Bewußtseins immer leicht anklingen und schnell verklingen. Das Empfindungsklavier des nervösen Mannes ist des Dämpfers beraubt. Seine Empfindungen, einmal angeschlagen, tönen noch lange nach, die schwingenden Saiten kommen nicht so bald zur Ruhe. Inzwischen werden neue Saiten angeschlagen, neue Töne mischen sich mit alten, fortklingenden — sie rauschen ineinander — und das Resultat ist selten harmonisch. Sein Leben verrinnt in Disharmonien, die sich selten auflösen. Deshalb können schon kleine Erschütterungen unberechenbare Folgen zeitigen.

Anderseits können ihn große Erschütterungen, die selbst einen gesunden Mann zum Wanken bringen, fast ruhig lassen. Er fürchtet nur scheinbar die Erregung; eigentlich sind die kleinen Explosionen dringende Bedürfnisse seiner Natur, und wenn sie ihm fehlen würden, wäre er sehr unglücklich. Aber um im Innersten erregt zu werden, um seine immerwährend schwingenden Saiten mächtig zum Tönen zu bringen, braucht es großer Sensationen und großer Reize. Er sucht die schaurigsten Theaterstücke aus, bei denen die Nervenstränge förmlich gezerrt werden, er schwärmt für Wagner, Berlioz, Richard Strauß, er liebt die grellen Kontraste in der Malerei, die peinlichsten Themen, er sucht den Lärm der Großstadt, wo er am größten ist, und am glücklichsten ist er, wenn der tolle Wirbel der Saison ihn von der Arbeit zum Genuß und vom Genuß zur Arbeit jagt. Er ist immer hochmodern und schwärmt stets für das Neueste, weil er nach Abwechslung lechzt. Das Neueste muß er gelesen haben, die großen „Schlager" der Saison muß er gesehen haben. Ist er ein Wiener, so geht er prinzipiell nicht ins Künstlerhaus und schwärmt für Klimt und die ganze Sezession. Jene behagliche Liebe zu seiner Umgebung, wie sie unsere Altvorderen besaßen, ist ihm vollkommen fremd. Er möchte seine Möbel alle paar Jahre wechseln. Er versteht es auch nicht; wie man jeden Sommer in dieselbe Sommerfrische gehen kann, er fürchtet, sich durch den Ankauf eines festen Besitzes zu binden, er will die Möglichkeit haben, sein Leben so abwechslungs-

reich wie möglich zu gestalten. Er ist selten ein guter — häufig ein schlechter Ehemann. Wenn er über große Charakterstärke verfügt, so betrügt er seine Frau nur im Gedanken. Wenn sein Wille schwächer ist als sein Reizhunger, als sein unersättlicher Drang nach Abwechslung, so glaubt er jede Woche sein „wirkliches" Ideal gefunden zu haben, und entdeckt jede dritte Woche, daß seine Frau doch das schönste, beste und edelste Wesen ist, das alle anderen weit überragt. Die guten Eigenschaften seiner Frau betrachtet er als ein Werk seiner Erziehung und er hat immer etwas an seiner Frau zu erziehen. Ist sie geduldig, weiß sie seinen Stimmungen und Schwankungen nachzukommen, so kann er eine glückliche Ehe führen; ist sie aber eine „nervöse Frau", so entstehen eine Unmenge von Konflikten, so gibt es ewige Reibereien, Zusammenstöße — einen ewigen Kleinkrieg der Ehe. Die Anlässe sind nichtiger Natur, aber die beiden armen auf dem Brette befindlichen unsicheren Menschen kommen im Nu aus dem Gleichgewichte und stürzen auf die Erde. Unten glauben sie, der andere wäre die Ursache des Sturzes gewesen, denn sie sehen es nicht ein, daß es eine Krankheit ist, die diese Erregung hervorbringt. Sie überschütten sich mit bitteren Worten, werfen sich unangenehme Tatsachen vor, bis die Flamme des Hasses lodernd in ihnen emporsteigt. Und in der Versöhnungsstunde wollen sie sich gegenseitig den Rückzug erleichtern, jeder bezeichnet sich selber als schuldigen Teil und gelobt reuig ewigen Frieden. Die Versöhnung des nervösen Paares ist ein Aufflammen der ersten schönen Liebestage, ein kurzer, seliger Rausch, dem bald, nur zu bald, ein neuer Kampf nachfolgt.

Nicht selten wird der Arzt zu diesen peinlichen Familienszenen gerufen, da die Frau in ihrer Erregung ihren Schüttelfrost oder der Mann seine Herzkrämpfe bekommen hat. Er steht zwischen beiden und auf seine leisen Fragen entzünden sich aufs neue die Gegensätze. Er soll den Richter spielen, dem einen und anderen recht geben, und kann doch nichts anderes sagen, als vermittelnde Worte der Verlegenheit. Wie soll er es ihnen begreiflich machen, daß es nur die Krankheit ist, die Krankheit unserer Zeit, die sie gegenseitig aufreibt? Darf er ihnen bedeuten, daß ihr Heil in der

Trennung gelegen ist? Darf er ihnen sagen, daß sie zwei unglückselige Ehesklaven sind, die mit Ketten rasseln und einer den andern eigentlich für den Verlust der Freiheit verantwortlich machen? Daß polygamische Instinkte, wenn sie unterdrückt und verdrängt werden, nervöse Menschen zeitigen? Daß heimlich verbrecherische Gedanken durch das Hirn zucken und die hungrige Bestie im Menschen an den Gitterstuben des Käfigs rüttelt?

Der nervöse Mann würde auch laut auflachen, wenn ihm der Arzt sagen würde: „Ich sehe keinen vernünftigen Grund zu dieser ungeheueren Aufregung. Sie sind ein nervöser Mann." „Was," würde er ausrufen, „ich und nervös! Da kennen Sie mich schlecht, ich habe Nerven wie Eisen, aber diese Frau da, die ist nervös. Freilich, das wird ja das Ende sein, sie richtet mich zugrunde, sie wird mich schließlich auch nervös machen." Auf diese Weise schiebt ein Teil dem andern die Schuld an seinem Unglück zu. Aus einer unbewußten Erkenntnis der Wahrheit stammen diese bitteren Vorwürfe.

Eine traurige Rolle ist in solchen Ehen den Kindern zugewiesen. Zwischen Vater und Mutter hin- und hergezerrt, bald verzärtelt, bald allzu streng behandelt, teilen sich ihren kleinen Gehirnen die nur dunkel verstandenen Erregungen mit. Auf solchem schwankenden Boden gedeiht die wichtigste Krankheit unserer Zeit: Die Hysterie.

Glücklicherweise ist das Charakterbild des nervösen Mannes nicht immer so bunt und vielfarbig, so grell und schreiend, wie ich es hier geschildert habe; es gibt tausend Übergänge, tausend Nuancen, und wollte man sie alle erwähnen, das Kapitel wäre unerschöpflich. Ich habe mich damit begnügt, das Wichtigste anzudeuten und meinen Lesern jenes Milieu begreiflich zu machen, das den Hintergrund meiner nächsten Schilderung abgeben wird. Wovon ich reden werde? Ihr ahnt es ja alle, und es ist nicht schwer erraten, was da folgen wird: „Das nervöse Kind".

Das nervöse Kind.

Eine undankbare Aufgabe. — Ich habe die Empfindung, daß ich in ein Wespennest greife. Als ich die „nervöse Frau" schrieb, war ich Gegenstand schmeichelhaftester Ovationen von Seite verschiedener Ehemänner. Natürlich nur im geheimen. Bewahre, daß sie sich vor ihrer Gattin getraut hätten, das Thema zu berühren. Wenn sie mich aber allein trafen, drückten sich mir warm die Hand und flüsterten mir leise und vorsichtig zu: „Sie haben mir aus der Seele geschrieben. Das ist meine Frau, wie sie leibt und lebt. Ich habe Ihnen eine Freude gehabt, eine Freude . . .!"

Beim „nervösen Mann" ein ähnliches Spiel. Nur daß die Frauen viel selbstbewußter waren und die Kritik in Gegenwart der gebändigten Ehehälfte losließen: „Ist Ihnen mein Mann Modell gestanden? Wenigstens wissen es jetzt die Leute, wie schwer es ist, mit so einem Manne auszukommen." Nun, früher freuten sich die Männer, später die Frauen.

Aber jetzt? Wem schreibe ich das zu Dank? Werden mir die Babys, die grünen Jungen und die kleinen Dämchen danken, daß ich für sie eintrete? Die Armen dürfen und sollen ja gar keine Zeitung lesen und werden es gar nicht erfahren, was ich über sie geschrieben habe. Der Briefträger bringt mir ja immer wohlgemeinte Kritiken ins Haus; vielleicht kommt auch eine mit der Unterschrift: Das nervöse Kind.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In den ersten Monaten ist es ein Kind wie alle anderen. Sämtliche Verwandte erklären, es sei für sein Alter auffallend stark geraten, die Großmama entdeckt wahre Wundertaten der Intelligenz, man versichert, es sei das bravste Baby, das bisher das Licht der Welt erblickt hat. Dem aufmerksamen Beobachter jedoch

entgehen nicht einige kleine Zeichen, die auf das unangenehme Erbteil der Nervosität — vermeiden wir den etwas anrüchigen und zu viel mißbrauchten Ausdruck der erblichen Belastung — hinweisen. Das Kind schläft wenig, schreit und weint übermäßig, hie und da zuckt es in seinem Gesichte und auch die kleinen Ärmchen und Beinchen zeigen hie und da blitzschnelle, rasch vorübergehende Zuckungen. Alle nervösen Kinder neigen zu Krampfzuständen und kleine Ursachen können schon diese Krampfanfälle, die der Wiener Volksmund „Fraisen" nennt, hervorrufen; eine schwer verdauliche Speise, eine Überladung des Magens; eine unregelmäßige Funktion des Darmes und (die Hauptursache!) irgend ein fieberhafter Zustand. Das leicht erregbare Gehirn des Kindes reagiert auf all diese Schädlichkeiten mit Schüttelkrämpfen, die sich jedoch meist mit zunehmendem Alter vollkommen verlieren und nur in den seltensten Fällen dem kundigen Arzte verraten, daß diese gehäuften Anfälle wohl der Vorläufer einer der schrecklichsten Geißeln des Menschengeschlechtes, der Epilepsie, sein können.

Bemerken wir bei dieser Gelegenheit, daß jede Nervosität sich in zwei Formen äußern kann, die häufig ineinander übergehen und verschmelzen: in der erethischen, das heißt leicht erregbaren, und in der apathischen, das heißt der trägen Form. Wie eine jede Zelle auf einen Reiz entweder mit Erregung oder mit Lähmung reagieren kann, so reagiert eben das menschliche Gehirn, je nach verschiedener Disposition und Anlage, mit Erregungszuständen, in denen der ganze Stoffwechsel beschleunigter abläuft, oder in Depressionszuständen, in denen alle vegetativen und geistigen Zustände langsamer vor sich gehen. Wenden wir uns zu der ersten Form, die bei Kindern ungleich häufiger ist.

Das nervöse Kind hat das größte Wunder dieser Welt vollbracht: es hat gehen, sprechen und denken gelernt, und leichter als die normalen Kinder. Es ist frühreif, auffallend witzig, stellt kluge Fragen und gibt vernünftige Antworten, die die Umgebung in Erstaunen setzen, und ist so reich an Gemüt, daß es all die schönen und häßlichen Affekte erwachsener Menschen, Liebe, Freundschaft, Haß, Zorn, Eifersucht, Entrüstung zum Ausdruck bringt. Seine Intelligenz

ist der ganzen Umgebung auffallend. Es lernt meist mit unheimlicher Schnelligkeit. Ein einmal vorgesagtes Gedicht bleibt in seinem Gehirn für Wochen als unauslöschlicher Eindruck. Solche nervöse Kinder stellen den Typus der sogenannten Wunderkinder dar, die bisweilen öffentlich zur Schau gestellt werden, um das naive Publikum durch ihre Rechenkünste, durch ihre musikalischen Fähigkeiten oder irgend welche andere für dieses Alter auffallende Leistungen zu verblüffen. Die wenigsten Menschen wissen es, daß das Kinderhirn in seinem Wachstum Ruhe braucht und daß sich seine Intelligenz umso rascher verbraucht, je früher sie in Anspruch genommen wird. Aus tausend Wunderkindern bildet sich bloß ein Talent. Erfahrene Pädagogen haben mit Recht darauf hingewiesen, daß merkwürdigerweise die besten Schüler, die sogenannten Musterkinder, deren Zeugnisse der Stolz der Familie waren, in seltensten Fällen große, bedeutende Menschen werden, während die anscheinend, untalentiertesten Kinder, denen eine gütige Natur eine langsame Entwicklung des Gehirns geschenkt hatte, zu bedeutenden, oft sogar genialen Männern heranwachsen. Französische Ärzte haben aufmerksam gemacht, daß es in Paris auffallend viele überaus kluge Kinder gibt, während der erwachsene Pariser im Durchschnitt ein mäßig talentierter Mensch ist, so daß Paris gezwungen ist, seinen Bedarf an Talenten und Genies aus der Provinz zu decken. Eine ähnliche Erfahrung dürften die meisten Beobachter in anderen Großstädten machen können.

Die Phantasie des nervösen Kindes ist außerordentlich reich entwickelt. In sein Spiel versunken, schwindet ihm das Bewußtsein der wachen Welt. Es unterhält sich mit seiner Puppe viel lebhafter als normale Kinder, es führt die verschiedenartigsten Gespräche, wobei die Puppe die Rolle eines lebenden Wesens übernimmt. Es kommt häufig genug zu Halluzinationen. Das Kind sieht irgend einen großen Mann in der Ecke des Zimmer stehen, es bemerkt wilde reißende Tiere, die es zu vernichten drohen. Besonders verderblich wird für solche Kinder die schlechte Gewohnheit mancher Eltern, das Kind durch den schwarzen Mann oder den „Momo" zu schrecken und ihm gerade die schrecklichsten gruseligsten Märchen vorzulesen. Instiktiv wehren sich sogar manche Kinder dagegen. So

bat mich meine Kleine immer um ein ſchönes Märlein, es dürfe aber kein Bär, kein Wolf, kein Tiger und kein Löwe darin vorkommen. (Leider iſt die Zahl der harmloſen, luſtigen Märchen ohne kriminellen Einſchlag eine äußerſt geringe, und der Schriftſteller, der ſeine Phantaſie in den Dienſt dieſer Sache ſtellen würde, würde ſich ein großes Verdienſt um die geſamte kleine und große Menſchheit erwerben.) Dieſe oben erwähnten Halluzinationen ſtellen ſich beſonders lebhaft im Dunklen vor dem Einſchlafen ein. Da ſieht das im Schweiß gebadete Kind, wenn es allein gelaſſen wird, die verſchiedenen gruſeligen Geſtalten, es hüllt ſich feſter in ſeine Decke, verbirgt ſein Geſicht, vergräbt es in die Kiſſen, oder, wenn es jemanden in der Nähe weiß, fängt es an, heftig zu weinen. Am glücklichſten iſt es, wenn es das Schlafzimmer der Eltern teilen kann, und auch da kann es mit lautem Aufſchrei, von tiefſter Angſt gequält, aus dem Schlafe erwachen. Dieſe nächtlichen Angſtzuſtände ſind für die Umgebung ſehr peinlich und ſchreckhaft. Die Kinder ſchreien auf und blicken ſtarr auf einen Punkt, wie auf eine Furcht einjagende Erſcheinung. Sie ſind nicht bei Bewußtſein und beantworten die Fragen der zitternden Eltern nicht. Das kleine Herz pocht heftig, der Atem iſt beklommen, die Glieder zittern, aus allen Poren bricht heftiger Schweiß. Sie ſchlafen bald wieder ein und haben am nächſten Morgen gar keine Erinnerung an die Vorfälle der Nacht. Das nervöſe Kind ſchläft, wie ſchon einmal erwähnt, bedeutend weniger als die normalen Kinder, ſchläft beſonders ſchwer ein und wird von unruhigen, lebhaften Träumen gepeinigt. Meiſt wirken die Eindrücke des Tages in der Nacht fort, beſchäftigen das Gehirn des Kindes auch im Traume. Des Morgens wird bei manchen Kindern der Schlaf tiefer, ſie ſind ſchwer zu wecken und brauchen längere Zeit, um ſich von den Eindrücken der Traumwelt zu befreien und in der Wirklichkeit des Tages zu orientieren. Sehr häufig träumen ſie bei Tag mit wachen Augen und müſſen durch mehrmaligen lauten Anruf aus ihrer zweiten Welt in die erſte zurückgerufen werden.

Dieſe Kinder ſind leicht reizbar, weinen über jede Kleinigkeit häufig genug ohne Grund. Sie können plötzlich heftig zu ſchluchzen anfangen, ſo daß die Mutter erſchreckt herbeieilt. „Was fehlt dir,

mein Kind? Hast du dir weh getan?" lautet ihre bange Frage, „Nein Mama," pflegt dann das Kind zu sagen, „ich muß weinen, ich weiß nicht warum. Es ist mir so schwer ums Herz." — „Hast du vor etwas Angst, fürchtest du dich?" — „Nein, ich weiß nicht, warum ich weine." Auch im Schlafe weinen die Kinder, lachen mitunter, reden laut, werfen sich unruhig im Bette hin und her, so daß man sie des Morgens in den sonderbarsten Stellungen findet.

In der Schule zeichnet sich das nervöse Kind vor anderen durch großen Ehrgeiz, ungleichmäßige Leistungen, lebhaftes oder vollkommen verträumtes Wesen, mitunter durch peinliche Pedanterie und durch Egoismus aus.

Leider ist den meisten Psychologen der wahre Charakter des Kindes ein Rätsel. Wie soll man da von den Eltern verlangen, daß sie sich im Labyrinthe einer Kinderseele zurecht finden? Sie halten das Kind für einen ahnungslosen Engel, der seine Tage in blütenweißen Träumen verspielt. Neuere Forschungen haben das Gegenteil bewiesen. Das Kind ist eigentlich absolut egoistisch und mit allen bösen Instinkten behaftet. Die Nervosität setzt ein, wenn das Kind sich seiner Schlechtigkeit bewußt wird und dagegen zu kämpfen anfängt. Man beobachte die Kinder nur genau und man wird staunen über die vielen Züge von Grausamkeit, die der kleine „Engel" zeigt. Das Kind spielt mit Todesgedanken und selbst seine harmlosen Spiele sind bei näherer Betrachtung gar nicht so harmlos, als es den Anschein hat.[1]) Doch davon wollen wir hier nicht sprechen. Die nervösen Kinder sind Kinder, deren Phantasie unablässig arbeitet. Sie versagen in der Schule, wenn der Gegenstand sie nicht interessiert oder sie sich gerade in einer Periode reicher Phantasieentfaltung befinden. Deshalb sind sie in der Schule und im Leben meistens unberechenbar und versagen bei wichtigen Anlässen. Doch auch unter den sogenannten Musterkindern gibt es viele nervöse Kinder. Auch bei diesen wird man eine gewisse Periodizität der Leistungen beobachten können.

[1]) Näheres über dieses Thema findet sich in meinen Schriften: „Keuschheit und Gesundheit". (Verlag Paul Knepler, Wien.) „Die Sprache des Traumes". (Verlag J. F. Bergmann, Wiesbaden.) „Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung". (Verlag Urban & Schwarzenberg, Wien.)

Fast bei allen nervösen Kindern fällt dem Lehrer die Variabilität des Verhaltens und ihrer Leistungen auf. Häufig klagt das Kind über Kopfschmerzen, ja auch Anfälle von echter Migräne sind nicht so selten. Eine Rüge des Lehrers, ein schlechter Ausweis, ja nur eine schlecht bestandene Prüfung, Angst vor dem Zorne der Eltern können es zur Verzweiflung, ja selbst zum Selbstmorde treiben. Leider wächst mit der Zunahme der Nervosität die Zahl der Selbstmörder im Kindesalter und die untere Lebensgrenze der Selbstmörder wird immer niedriger.[1]) Diese Nervosität des Kindes in der Schule kann sich zu einem wahren Schulfieber steigern. Das Kind fürchtet den Anfang des Unterrichtes zu versäumen, peinigt die Eltern mit dem Verlangen, schon in die Schule geführt oder aus dem Hause entlassen zu werden, es gönnt sich nicht die Muße, sein Frühstück in Ruhe zu verzehren, vor Angst, es könnte nicht zurecht kommen. In der freien Zeit wird es von Zwangsvorstellungen über die Hausaufgaben verfolgt. Es ist erst glücklich wenn es diese fertig gebracht hat, wobei es manchmal doppelt, so viel Zeit benötigt als andere Kinder. Es verbessert, es korrigiert, fängt immer wieder von neuem an und zerreißt das alte Heft und ist oft in heller Verzweiflung, daß es nicht zu Ende kommen kann. Auch andere Zwangsvorstellungen sind nicht selten. So kenne ich ein nervöses Kind, das sich wiederholt die Gegenstände vorsagen mußte, um sich zu überzeugen, daß es genügend vorbereitet sei: Mathematik, Geographie, Geschichte, Latein und noch einmal und bis an die hunderte Male.

Im Gegensatze zu diesen erethischen Formen sind die nervösen Kinder mit apathischem Naturell in der Schule träge; Rügen und Strafen, Lob und Tadel lassen sie kalt. In einzelnen Gegenständen, die sie interessieren, können sie Außerordentliches leisten, während sie in anderen Fächern durch ihre Denkfaulheit den Eindruck von Schwachsinnigen machen. Solche Kinder sind oft für ihre Lehrer die Quelle der größten Überraschungen. Sie können sich plötzlich verändern

[1]) Vergleiche meine Ausführungen in den „Diskussionen des Wiener Psychoanalytischen Vereines". (Über den Selbstmord. Verlag J. F. Bergmann, Wiesbaden.)

und alle anderen überflügeln. Am häufigsten geschieht dies wohl in der Zeit der Pubertät.

Das ist die große Revolution des menschlichen Körpers, in der sich das Geschick des Kindes entscheidet. Halb Kind, halb Mensch, alle Zellen des Körpers im raschen Wachstum, reift es seiner Bestimmung entgegen. Das ist die Zeit der Flegeljahre, in der die neuen Ideen und Gefühle das Kinderhirn rauschartig betäuben, die Backfischzeit der Mädchen, in der sich unzählige unbewußte Gedanken erst schüchtern und dann immer kühner an die Sonne des Bewußtseins wagen. In diesem Alter wechseln die Stimmungen mit rapider Schnelligkeit. Heute heftigste, glückseligste Erregung und ebenfalls heute eine tiefe, meist unmotivierte Traurigkeit, die dem Kinde die Welt mit schwarzen Schatten erfüllt und den Wert des Lebens geringer macht. In dieser Zeit fallen viele Opfer der Vererbung und noch viel mehr der falschen Erziehung, um diese Zeit sinken manche in die Nacht des Wahnsinnes und andere beginnen mit strahlender Sicherheit die Leiter großer Erfolge zu erklimmen.

Eine vernünftige Erziehung kann sehr großen Segen stiften und aus unzähligen nervösen, ja selbst erblich schwer belasteten Kindern sind gesunde Menschen geworden. Wenn es nur die Regel und nicht die Ausnahme wäre! Die meisten Eltern machen durch falsche Erziehung ihre Kinder krank, das heißt züchten direkt die Nervosität im eigenen Hause. Das Kind ist ihnen nie klug, nie gebildet genug; ein Jahr vor dem öffentlichen Schulunterrichte lassen sie es schon unterweisen; ein Fräulein muß mit unermüdlicher Geduld dem Kindchen allerlei Gedichte eintrichtern, mit denen sich das Kind dann vor Verwandten und Gästen produzieren kann. Recht früh muß das Kind in den besseren Häusern noch eine zweite Sprache lernen, und ehe es noch über die erste Zeit der Spielfreiheit hinweggekommen ist, muß es bereits Musik treiben, um es ja „recht weit" zu bringen. Gegen eine mäßige Anwendung dieses Prinzips, wobei immer im Auge zu halten ist, daß der erste Unterricht des Kindes die Form eines Spieles haben soll, ist nichts zu sagen, obwohl ausgesprochen nervöse Kinder im eigenen Interesse allen diesen Dingen möglichst lange ferngehalten werden sollen. Aber

der Ehrgeiz der Mütter treibt die Kinder immer vom Spiele an die geistige Arbeit. „Evchen," heißt es, „du bist aber gar nicht fleißig, ich muß dich immer zum Klavier treiben. Es fällt dir nie ein, einmal aus freiem Antriebe üben zu gehen. Freilich, du spielst viel lieber mit deinen Puppen." Und willig geht das Kindchen ans Klavier und spielt mechanisch einige Skalen herunter, die ihm nicht einmal das Vergnügen gewähren, sich an der eigenen Leistung, an Melodie und an Harmonie zu erfreuen. Was ältere Kinder mitunter in dieser Hinsicht leisten müssen, ist unglaublich. Außer den obligaten Schulstunden werden noch vier Stunden am Klavier verbracht, die notwendige Bewegung in freier Luft, die geistigen Erholungsstunden werden so kärglich zugemessen, daß es dann ein Wunder sein müßte, wenn die Kinden nicht nervös werden würden. Der anderen Sünden nicht zu vergessen: die Kinder frühzeitig ins Theater und ins Variété mitzunehmen, ihr Gehirn durch schlechte Lektüre, als deren Typus mir die bekannten „Indianerbücheln" vorschweben, zu erregen, ihre Eitelkeit durch Kinderbälle frühzeitig zu wecken, sie an den Gesprächen und an den Sorgen der Großen teilnehmen zu lassen und anderer Verkehrtheiten mehr.

Man müßte Bände schreiben, um alle Erziehungsfehler zu schildern, die törichte Eltern an ihren Kindern begehen. Die meisten Kinder werden systematisch zur Furcht erzogen, ihr Selbstbewußtsein wird gebrochen, sie erhalten einen Sack mit moralischen Imperativen zu tragen, den sie durch das ganze Leben schleppen müssen. Auch die Überfütterung mit Zärtlichkeiten hat ihre Schäden, wie es das traurige Schicksal der „Einzigen Kinder" beweißt. Das moderne Zwei- und Einkindersystem ist gewiß die Ursache, daß es so viele nervöse Kinder gibt, viel mehr als in früherer Zeit.

Bei allen nervösen Kindern zeigt sich ein frühes Erwachen der Sexualität. Sie beginnen über das sexuelle Problem zu grübeln und stellen an die Eltern allerlei Fragen, hinter denen sich die berühmte Storchfrage verbirgt. Sie werden schamhaft, erröten leicht und zeigen rätselhafte Angstgefühle. Alle „Wunderkinder" sind sexuell frühreife Kinder. Hier bewährt sich nur der wahre Erzieher. „Erziehen", sagt Peter Altenberg, „heißt sexuelle Probleme in seelische verwandeln!"

Der nervöse Dienstbote.

Minna half dem alten Hausarzt beim Ausziehen, hängte seinen schweren Pelz sorgfältig auf, legte den Zylinder behutsam auf einen Stuhl und zog dem Doktor mit einem Griffe die Gummischuhe herunter. Doktor Kaspori fuhr sich sorgfältig mit den gespreizten Fingern durch sein dichtes weißes Haar, auf das er noch immer eitel war; dann klopfte er gemütlich der wohlgenährten Köchin auf die Achsel.

„Was machen Sie für ein griesgrämiges Gesicht — holde Küchengewaltige?"

Statt jeder Antwort fing Minna unvermutet heftig zu weinen an. Dr. Kaspori nickte verständnisinnig mit dem Kopfe. „Aha — wieder eine Nervenkrise." Minna schüttelte energisch das Haupt, dann murmelte sie einige unverständliche Sätze, aus denen der alte Hausarzt nur das eine Wort „Die Gnädige" entnehmen konnte; plötzlich lief sie aus dem Vorzimmer, in dem sich die große Szene abgespielt hatte, in ihr Reich, in die Küche.

Die Gnädige lag, sehr angegriffen aussehend, zu Bette. Um den Kopf hatte sie ein weißes Tuch geschlagen, womit sie aller Welt gleich beim Eintritte zu erkennen geben wollte, daß sie „ihre Migräne" habe.

„Sie kommen wie gerufen, lieber Doktor! Hat Ihnen etwa mein Mann telephoniert? Ich fühle mich heute," fuhr sie, ohne eine Antwort abzuwarten, fort, „jämmerlich; mit einem Worte jämmerlich. Die Glieder wie zerschlagen, in dem Kopfe hämmert es, in den Augen blitzt es, selbst der Magen beginnt zu rebellieren. Helfen Sie mir rasch, ich habe noch heute viel zu besorgen. Ach! Wie einen eine solche schlaflose Nacht hernimmt."

„Darf man Sie um den Grund Ihrer Schlaflosigkeit fragen?"

„Das ist eine merkwürdige Sache! Kaum, daß ich eingeschlafen war, hatte ich einen unangenehmen Traum, aus dem ich erwachte und trotz aller Mühe, die ich mir gab und vielleicht sogar wegen dieser Mühe, konnte ich nicht wieder einschlafen."

„Ein Traum? Sie wissen ja, meine Gnädige, daß ich mich für Träume lebhaft interessiere! Was haben Sie geträumt?"

„Ach, es war dies mein ganz gewöhnlicher, so zu sagen ordinärer Traum; ich habe mich mit meiner Köchin fürchterlich gezankt und ihr ordentlich die Meinung gesagt. Dabei kam ich in solche Erregung, daß mein Herz heftig zu klopfen anfing und ich erwachte. Im übrigen ist der Traum nur eine Reproduktion einer gestern tatsächlich erlebten Szene. Denken Sie, meine Köchin, die ich bereits fünf Jahre besitze, auf die ich so stolz war, die mein ganzes Hauswesen, meine kleine Welt, in- und auswendig kennt, diese Perle, dies Neidobjekt aller meiner Freundinnen, hat mir gekündigt! Was ist naheliegender, als daß ich davon geträumt habe. A propos, lieber Doktor, wie stimmt das mit der von Ihnen vertretenen Theorie, der Traum sei immer eine Wunscherfüllung, überein? Es war doch nie mein Wunsch, mit meiner Köchin zu zanken! Im Gegenteile, ich hasse solche Szenen. Wo steckt in diesem Traume die Wunscherfüllung?"

„Die dürfte nicht unschwer zu finden sein. Sie haben ja bemerkt, daß Sie Ihrer Donna im Traume ordentlich die Meinung gesagt haben, und das dürften Sie, wie ich Sie im Leben kenne, gestern nicht gemacht haben."

„Da haben Sie recht. Ich war äußerlich ruhig und habe nichts gesagt, als die Worte: „Wie Sie wollen! Sie passen mir schon die längste Zeit nicht!" Innerlich aber hat's in mir gekocht, gebrodelt, wie in einem Vulkan. Ich bin schon so. Wenn ich zornig bin, finde ich nie das rechte Wort, und nachher kränke ich mich, und es fallen mir allerlei nette Dinge ein, die ich hätte sagen können, die so gut gepaßt hätten, und die ich nun nicht mehr anbringen kann."

„Dann ist ja die Wunscherfüllung Ihres Traumes klar. Der Traum hat wohl die Szene reproduziert, aber mit einer kleinen

Veränderung. Sie haben ihr alles das im Traume gesagt, was Sie im Tage zu sagen versäumt hatten. Also daher Ihre Migräne? Daher Ihr leidendes Aussehen? Es ist unglaublich: überall, wo ich hinkomme, dieselbe Klage — Dienstbotenmisere. Mein Gott, ich kann doch die Dienstboten nicht aus der Apotheke mittels Rezepts verschreiben!"

„Freilich, freilich," seufzte die junge Frau, „es wird aber täglich ärger! Ich weiß nicht, was in diese Menschen gefahren ist; aber ich behaupte steif und fest, die Dienstboten haben sich verändert, und der gute, treue Dienstbote früherer Tage, wie er mir aus meiner Jugend vorschwebt, ist im Aussterben begriffen und zählt heute zu den größten Raritäten. Sagen Sie, lieber Doktor, woran mag das liegen?"

„Woran das liegen mag? Das ist nicht so einfach zu beantworten. Ich glaube, es gibt da nicht eine, sondern viele Ursachen. Aber wenn ich den Hauptgrund verraten soll: die Dienstboten sind auch nervös worden."

„Nervös?" Die schöne Frau lachte hell auf, und einen Moment lang nahm ihr leidendes Gesicht einen völlig veränderten Ausdruck an. „Dienstboten und nervös? Daß ich nicht lache! Sie scherzen, Doktor? Wodurch sollten denn diese Mädchen nervös worden sein? Durch ihre Sorgen, durch ihre schwere, geistige Arbeit? Durch ihre schlaflosen Nächte? Durch ihre Seelenkämpfe? Ich glaube, das sind doch die landläufigen Ursachen der Nervosität?"

„Nicht alle! Gesetzt den Fall, die von Ihnen erwähnten Ursachen kämen nicht in Frage, was ich nicht für richtig halte, denn kein Sterblicher geht ohne schwere Seelenkämpfe, ohne Sorgen durch das Leben, so bliebe noch eine wichtige und meiner Ansicht nach die wichtigste Quelle der Nervosität übrig, eine Quelle, die Sie nicht erwähnt haben."

„Und die wäre?"

„Die psychische Infektion, meine Gnädige! Glauben Sie, daß das Milieu, in dem wir leben, gleichgiltig ist? Glauben Sie, daß die ewigen Schwingungen Ihrer erregten Nerven, die mir und Ihren Lieben schon viel zu schaffen gegeben haben, sich nicht auf

die Umgebung fortpflanzen? Ein Witzwort des Volkes sagt: „Wer ist heutzutage nicht nervös?“ Ich glaube, es liegt etwas Wahres in diesem Ausspruche. Haben doch bedeutende Ärzte und Sozialforscher darauf hingewiesen, daß die Nervosität in den breiten Schichten des Volkes unter den Landbewohnern, sowohl Bauern, die den Acker pflügen, als auch Arbeitern, die rastlose Maschinen treiben, erschreckende Fortschritte macht. Geht doch eine Strömung dahin, diesen ärmsten aller Armen Heimstätten zu schaffen, Volkssanatorien, wo sie das Einzige finden können, was sie heilen kann: ein bißchen Ruhe und Seelenfrieden! Glauben Sie, daß Ihr erregtes Wesen, Ihre widersprechenden Aufträge, Ihre großen und kleinen Szenen ohne Einfluß auf Ihre Dienstboten geblieben sind? Da täuschen sie sich, liebste Patientin. Und wenn ich Ihnen Geständnisse machen soll, so will ich Ihnen verraten — es ist wohl kein Bruch des Amtsgeheimnisses —, daß Ihre Köchin mich bereits vor Jahresfrist aufgesucht hat und mir über allerlei Beschwerden geklagt hat, die ich als „nervös“ erklären mußte. Wissen Sie, was sie mir mit ihrem Laienverstande geantwortet hat? „Es is ka Wunder, daß m'r in den Haus nervös wird, manchmal waß i net, wo mir der Kopf steht vor lauter Rummel.“ Es ist so — die Dienstboten sind nervös worden und wir — unsere Nerven — sind schuld daran. Daher ihre Ungeduld, ihr Verlangen nach ewigem Wechsel der Stellung. Daher ihre leichte Erregtheit, ihre wechselnden Launen. Wie der Herr, so der Knecht — dies Sprichwort gilt im wahrsten Sinne des Wortes für unsere Verhältnisse.“

Eine Zeitlang blickte die junge Frau nachdenklich vor sich hin; das weiße Tuch hatte sich gelöst und fiel auf die blaßgelbe Seidendecke und es schien, als ob sie in dem für sie so wichtigen Gespräche ihren „unerträglichen Kopfschmerz“ vergessen hätte.

„Sie können recht haben, Doktor! Aber mit der Nervosität erklären Sie mir doch alles. Schauen Sie einmal zum Fenster hinaus! Sehen Sie doch den kleinen Milchladen an, der in dem feuchten Kellerloche für die arme Welt dieser Umgebung das wichtigste Nahrungsmittel feilbietet. Sehen Sie, dieser Milchladen gehört einer armen Frau, die sechs Kinder hat. Schon des Morgens um

fünf muß das Mädchen, das dort bedienstet ist, aufstehen, muß die Milch austragen, dann räumt sie die Wohnung, kocht und arbeitet bis spät in die Nacht; trotzdem ist sie offenbar mit ihrem Platze zufrieden, denn ich höre ihren fröhlichen Gesang den ganzen Tag zu meinem Fenstern emporsteigen. Woran mag das liegen? Wie kommt es, daß in solchen Häusern, wo Not und Elend herrschen, sich die Dienstboten mit merkwürdiger Treue halten, während sie in den besseren Häusern bei dem ersten besten Anlasse davonlaufen und uns, wie eben meine Köchin, jenes fürchterliche Wort an den Kopf werfen: „Es g'freut mi nimmer in dem Haus, ich mach' meine vierzehn Täg und geh'!"

„Auch das glaub' ich Ihnen beantworten zu können. Die Tage des Sklaventums sind längst vorüber. Und Hand aufs Herz, was ist denn das Verhältnis zwischen Dienstherren und den Dienern? Ist es nicht eine der mildesten Formen der Sklaverei? Ein mächtiges soziales Gefühl, ein unbewußter, ungestümer Drang nach Freiheit, nach Zerreissen der alten Ketten geht durch die ganze Welt. Dieses sich mühselig im Milchladen abrackernde Dienstmädchen sieht in ihrer Frau nicht die Gnädige, ihre Herrin, sondern einen gleichgestellten, ebenso hart mit dem Leben kämpfenden Menschen, der dasselbe schwere Los trägt wie sie. Und glauben Sie es mir: Dort, wo der Dienstbote keine untergeordnete Rolle spielt, sondern als gleichwertiges Mitglied des Hauses angesehen wird, dort wird auch der Typus der alten treuen Dienstboten nicht aussterben. Blicken Sie um sich; all' jene Familien, wo die Gnädige mit dem Dienstboten zusammenhält, wo sie ihn in die kleinen und großen Sorgen einweiht, wo sie etwas durch die Finger sieht, ihm nicht die paar armseligen Stunden der Freiheit ängstlich nachrechnet, ihm selbst die Todsünde eines Liebhabers — erlauben Sie, daß ich mich dreimal bekreuzige, meine Gnädige — nachsieht, in allen diesen Häusern halten sich diese dienenden Geister in merkwürdiger Zähigkeit auf ihren Posten. Sie wollen nicht das Joch fühlen, sie wollen wie gleichwertige Menschen behandelt werden. Sie wollen es nicht fühlen, daß sie Sklaven sind. Deshalb heiraten sie, hungern, darben, plagen sich dann in der Ehe, rackern sich waschend und bügelnd

ab — aber sie sind ihre eigenen Herren. Sie sind frei von Neid, Unterdrückung, Eifersucht und Haß.

„Und wenn es so wäre? Können Sie von mir verlangen, daß ich mich mit meinen Dienstboten in Vertraulichkeiten einlasse? Ich bin mit allen meinen Dienstboten freundlich, und sie hören nie ein hartes oder gar kränkendes Wort aus meinem Munde. Trotzdem habe ich so schlechte Erfahrungen gemacht. Trotzdem ist mir meine Güte wiederholt mit Undank belohnt worden. Andere Frauen sind von Anfang an streng und fahren dabei immer besser." (Der Doktor schüttelt gleichsam zum Protest seinen weißen Kopf.) „Schütteln Sie nicht den Kopf, lieber Freund, es ist schon so. Es gibt viele undankbare Dienstboten, die die gute Behandlung übermütig macht. Sie wachsen einem über den Kopf und mißbrauchen unseren Langmut und unsere Güte. Gegen solche Menschen ohne Herz und Dankbarkeit ist Strenge gewiß vorteilhafter. Ich bin schon so geartet — ich kann nicht strenge sein, aber auch mich nicht vertraulich zeigen, mich mitteilen. Zwischen mir und meinen Dienstboten liegt eine ganze Welt. Ist das ein Unrecht? Bin ich schlecht? Wollen Sie mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich meiner Köchin und meinem Stubenmädchen keine Geständnisse mache?

„Ei, bewahre! Aber es gibt auch andere Mittel und Wege, wie Sie Ihr Mitgefühl mit ihrer schweren Lage beweisen können. Wie ich Sie kenne, gehören Sie zu jenen Frauen, welche zum Beispiel nur freundliche Gesichter um sich sehen können. Stimmt das?"

„Ja, das stimmt; mein Mann höhnt immer und meint, ich betreibe die höhere Nasenkunde, weil ich schon des Morgens meine Umgebung darauf prüfe, ob sie eine „Nase" mache oder nicht."

„Sehen Sie! Dienstboten sind auch nur Menschen: auch sie haben ihre guten oder schlechten Tage und, wenn Sie Ihrer Köchin an einem dieser bösen Tage ein freundliches Wort sagen, sie um den tiefen Grund ihres Kummers fragen, ein tröstendes Wort sprechen, eine schwerere Arbeit auf den nächsten Tag verschieben, so erzeugen Sie jenes warme Dankgefühl, welches im Laufe der Jahre summiert, das kostbare Gut der Anhänglichkeit ergibt. Menschen — Menschen sind wir alle. Ich glaube, daß Sie auch heute Ihrer

Köchin nicht die richtige Antwort gegeben haben. Wie sagten Sie nur? „Wie Sie wollen. Sie passen mir schon die längste Zeit nicht!?“ Das war ja gar nicht die Wahrheit. Sie waren ja immer mit ihr zufrieden und offenbar wollten Sie mit diesem letzteren Ausspruche nur das Odium beseitigen, daß sie Ihnen zuerst gekündigt hatte.“

„Was hätte ich denn sagen sollen? Hätte ich ihr die Hand küssen und sie um Verzeihung bitten sollen?“

„Keine Spur. Aber wenn Sie gesagt hätten, „Minna, was fällt Ihnen denn ein, was ist Ihnen denn in den Kopf gefahren?“, oder ein anderes freundliches Wort. Übrigens, wissen Sie nicht die Veranlassung ihres plötzlichen Austrittes?“

„Ich glaube ihn zu ahnen. Sie bat um einen Urlaub von acht Tagen, um zur Hochzeit ihrer Schwester zu fahren.“

„Ah, ein kleiner Freiheitstraum! Ein Sprung aus dem Kerker! Der erste Urlaub — und den haben Sie ihr nach fünfjähriger Dienstzeit verweigert?“

„Das gerade nicht! Aber ich habe auf die Schwierigkeiten hingewiesen und . . .“

In diesem Moment öffnete sich die Tür und der Gegenstand der heutigen Auseinandersetzung trat ins Zimmer. Minna schien sehr erregt, hatte rotgeränderte Augen, die deutlich schließen ließen, daß sie längere Zeit geweint hatte.

Sollen wir noch des weiteren den Hergang schildern? Durch Vermittlung des Hausarztes kam ein friedlicher Ausgleich zustande. Minna verzichtete auf die Hälfte des geforderten Urlaubes, die andere Hälfte ward ihr huldreich gewährt, und ein neues Schutz- und Trutzbündnis zwischen der Gnädigen und der Köchin kam zustande.

Als Dr. Kaspori sich von seiner nunmehr vollständig genesenen Patientin verabschiedete, meinte sie scherzend: „Ich habe Sie lange aufgehalten; aber Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen und sich auch als Meister auf fremdem Gebiete gezeigt. Wie soll ich Ihnen danken?“

Eine Zeitlang ſchwieg der erfahrene Menſchenkenner, dann meinte er lakoniſch: Es war nur Egoismus. Wehe mir, wenn Sie durch einige Wochen keinen Dienſtboten gefunden hätten! Denn unter den Dienſtbotenmiſeren leiden vor allem zwei Perſonen: der Arzt und der Gatte."

Wieder lachte die nun ſehr fröhlich geſtimmte Patientin hell auf. „Sie bringen mich auf eine komiſche Idee. Sprechen Sie nicht aus Erfahrung? Wie iſt es denn bei Ihnen, wenn Sie ſolche Miſeren zu überſtehen haben? Wer leidet da mehr, der Arzt oder der Gatte?" ...

Auf dieſe unvermutete Frage konnte der etwas aus der Faſſung gebrachte Doktor keine Antwort geben. Er empfahl ſich mit jenem höflichen Lächeln und jenem leichten Achſelzucken, das entweder ſehr viel — oder gar nichts zu bedeuten hat.

Der nervöſe Reiſende.

„Sie ſind überarbeitet!“ hatte ihm der berühmte Spezialiſt geſagt, „Sie brauchen Ruhe, Ruhe und wieder Ruhe. Spannen Sie einmal vier Wochen vollkommen aus und Sie werden ſehen, daß alle die nervöſen Beſchwerden, über die Sie ſo lebhaft klagen, verſchwinden. Alſo nochmals, Ruhe, Ruhe, Ruhe!“

Ausſpannen! Das war ja ſeit Jahren ſein Herzenswunſch. Nur für kurze Zeit dieſer elenden Hetzjagd entgehen.

Sein Entſchluß iſt raſch gefaßt: Er wird eine Erholungsreiſe machen. Und zwar gleich, ſchon morgen will er ſie antreten. Wozu noch Zeit verlieren? Er iſt ein Freund von raſchen Entſchlüſſen.

In unheimlicher Eile ordnet er alle ſeine Angelegenheiten, verſchafft ſich das nötige Geld, kauft verſchiedene für die Reiſe unentbehrliche Kleider und Utenſilien, ſchreibt unzählige Briefe, macht die unumgänglich notwendigen Abſchiedsbeſuche, immer mit der Uhr in der Hand, um jede Sekunde feilſchend, um nur einen Tag früher abfahren zu können. Im letzten Moment ſcheint es ſchon, als wenn er doch bis zum nächſten Tage werde dableiben müſſen. Zwei Geſchäftsfreunde, die dringende Angelegenheiten mit ihm beſprechen ſollten, treffen ihn auf der Stiege, als er gerade, ſeiner Gewohnheit gemäß, eine Stunde vor der Abfahrt des Zuges, zum Bahnhof fahren will. Nur keinen Zug verſäumen! Davor hatte er immer eine Höllenangſt. Auch dies Hindernis weiß er geſchickt zu überwinden. Er ordnet in Sekunden, wozu er ſonſt Stunden benötigt. Er gibt alles zu, was er Monate lang verweigert hat. Nur fertig werden, nur loskommen. Endlich — endlich iſt er frei!

Atemlos keuchend, mit hochgeröteten Wangen, den Hut ſchief auf dem Kopfe, mit der rechten Hand die Schweißtropfen von der Stirn wiſchend, mit der linken Hand mehrere Pakete krampfhaft zuſammenhaltend und hin- und herſchleudernd, ſtürzt er in den

Warteſaal. Ein Blick auf die Uhr überzeugt ihn, daß der Zug erſt in einer Viertelſtunde abgeht.

Ein normaler Menſch würde ſich mit dieſer Konſtatierung zufrieden geben; er iſt nie beruhigt; die Uhr kann ja ſchlecht gehen. Er frägt daher einige Reiſende der Reihe nach, wann der Zug nach X... abgehe; ob er wirklich noch Zeit habe, ſich eine Karte zu kaufen, ob dies auch ein Schnellzug ſei uſw. Dann ſtürzt er an den Schalter, drängt ſich ungeduldig vor, das notwendige Geld in der Hand haltend. Selbſtverſtändlich ſteht ein Herr am Schalter, der von dem Beamten eine genaue Auskunft über irgend einen Anſchluß verlangt, was einige Minuten in Anſpruch nimmt. Nervös trommelt unſer Reiſender mit den Fingern, ſchüttelt den Kopf, ſtützt ſich bald auf das rechte, bald auf das linke Bein und macht zu ſeinem Nachbar gereizte, ärgerliche Bemerkungen. Sein Ärger erreicht den Höhenpunkt, als ſein Vordermann einen Hundertkronenſchein hinlegt, deſſen Wechſeln ebenfalls einige Augenblicke in Anſpruch nimmt. Endlich iſt er am Schalter, vergewiſſert ſich durch eine dringliche Frage, ob der Zug richtig abgeht, ob er entſprechenden Anſchluß hat und hält den Beamten durch ebenſo lächerliche wie überflüſſige Fragen doppelt ſo lange auf, als die von ihm ſo ſcharf gerügten Vordermänner. Die Karte ſteckt er vorſorglich in das Portemonnaie.

„Warum öffnet man noch immer nicht die Türen und läßt uns nicht in den Zug einſteigen? Muß alles erſt im letzten Moment geſchehen?“ brummt er zu ſeinen Nachbarn. „Schlamperei!“...

In dieſem Augenblicke öffnen ſich die Pforten. Mit einem wilden Sprunge iſt er mitten im Gewühle, ſchiebt ſich rückſichtslos mit ſeinen Paketen und ſeiner Handtaſche immer weiter nach vorn und ſpringt mit affenartiger Behendigkeit in einen Wagen. Kaum iſt er auf ſeinem Sitze und hat ſeine Pakete verſorgt, ſo findet er ſchon etwas, was ſeine Nerven irritiert. Raſch eilt er in ein zweites und ein drittes Kupee und ſucht und wechſelt ſeinen Platz ſo lange, bis ihm richtig nur ein ſchlechter, zugiger Winkel übrig bleibt, wo er mit dem Rücken gegen die Fahrtrichtung ſitzen muß, was ihm eine unerträgliche Pein bereitet.

Eine ſtille Hoffnung erfüllt noch ſein Herz: der Gedanke an den Kondukteur. Er hat die feſte Überzeugung, daß es noch eine Anzahl leerer Kupees im Zuge gibt, die dieſer habgierige, gefühlloſe Menſch nicht öffnet, um ſie gegebenenfalls an glückliche, hochbegüterte Günſtlinge zu verteilen. Was für Leute um ihn herum ſitzen! Schauerlich! Schon dieſe Umgebung kann einen nervös machen!

Nein! In dieſer Nachbarſchaft iſt die Reiſe einfach unerträglich. An dem einen Nachbar entdeckt er einen widerlichen Geruch, der andere hat ein unſympathiſches Geſicht, der dritte iſt ſicherlich lungenkrank und huſtet ihm Tuberkelbazillen ins Geſicht. Ob ihm einmal das Glück hold wäre! Ob er einmal ein holdes Mädchen als Viſavis erhalten würde! Nein, ſo etwas paſſiert ihm niemals.

Der Kondukteur tritt ein. Unſer nervöſer Reiſender ſpringt auf, eilt ihm entgegen und flüſtert ihm einige hochbedeutſame Worte ins Ohr. Kondukteure ſcheinen gute Menſchenkenner zu ſein. Sie wiſſen, daß die hohen Verſprechungen dieſer Menſchen ſelten von der ſchnöden Wirklichkeit erreicht werden. Sie zucken höflich die Achſeln und meinen — es mag ja meiſt auch die Wahrheit ſein —, es ſei alles beſetzt. Beim beſten Willen uſw. Wir kennen ja alle dieſe Phraſen. Unſer Reiſender aber gibt ſich nicht zufrieden; er dringt beharrlich in den Kondukteur und wiederholt ſein Anliegen: Er könne es einfach nicht aushalten, es ſei die Pflicht des Staates, für ſo kranke Leute wie er ſei, zu ſorgen, ihn nicht zugrunde zu richten. Er ſei krank, nervenkrank, und mache eine Erholungsreiſe. — Alles vergebens.

Nach dieſer unangenehmen Einleitung hält der Zug an der erſten Station. Er überhört den Ruf des Schaffners und vernimmt zufällig aus dem Geſpräche mit ſeinem Nachbarn einen fremden, nicht an dieſer Eiſenbahnlinie liegenden Ort. Sofort iſt er der Überzeugung, er habe ſich geirrt und ſei in einen falſchen Zug eingeſtiegen. „Wo ſind wir?“ ſchreit er zum Fenſter hinaus. Und erſt, als er ſich vergewiſſert hat, daß es ſeine Strecke iſt, gibt er ſich zufrieden.

Wie lange? Nur einige Minuten, bis er ſich erinnert, daß er vergeſſen habe, den Schreibtiſch abzuſperren, und er hat die

ſichere Gewißheit, daß die Schlüſſel ganz gewiß im Schreibtiſche ſtecken. Es iſt gar kein Zweifel. Er muß gleich von der nächſten Station ſeinem Neffen telegraphieren, in die Wohnung zu gehen, den Schreibtiſch zu verſperren und die Schlüſſel zu ſich nach Hauſe zu nehmen. Wie, wenn aber dieſer neugierige Jüngling darin herumſtöbern würde? Wenn er die verfänglichen Briefſchaften aus der linken Schublade leſen würde? Wenn er ſie etwa weitergeben würde? Kalter Schauer überläuft ihn.

Nein, es geht abſolut nicht, er muß ſchon bei der nächſten Station umkehren. Zur Vorſicht will er noch in ſeiner Handtaſche nachſehen und — ſiehe, da liegen ſie ja friedlich in einer Ecke, die wichtigen Schlüſſel, die er vergeblich geſucht hat.

Glaubt ihr, daß er jetzt beruhigt iſt? Nachdem er mit ſeiner Perſon fertig iſt, beginnt er die Umgebung zu ſtudieren und horcht auf das Geräuſch des dahinrollenden Zuges. Es iſt unglaublich, wie dieſer Waggon poltert. Sollte etwas nicht in Ordnung ſein? Mein Gott, man lieſt ja ſo viel von Eiſenbahnkataſtrophen, Zuſammenſtößen und Entgleiſungen! Wie rückſichtslos raſch der Zug jetzt um die Kurve fährt. Ganz beſtimmt verliert er ſein Gleichgewicht und wird ins Waſſer fallen. Er muß ins Waſſer fallen. So ein Leichtſinn! Er wird gleich am nächſten Tage eine Beſchwerde an ſeine Zeitung ſchreiben. Sind nicht ſchon genug Menſchenleben dieſem Schnelligkeitswahnſinn zum Opfer gefallen? Muß der Zug die Kurve in einem ſolchen Tempo nehmen? Noch jetzt iſt ihm ganz angſt und bange.

Wenn er nur etwas Ordentliches zum Leſen mitgenommen hätte. Mit der Zeitung iſt er fertig und der Roman, den er am Bahnhofe gekauft hat, langweilt ihn.

Schon ſind drei Stunden dahin und er hat das Gefühl, er ſäße ſchon einen Tag lang im Kupee. Wie endlos ſich die letzte Stunde dehnt! Was hilft es, daß er ſeinen Überzieher ſchon angezogen, ſeine Bücher ſorgfältig in die Taſche eingepackt hat, daß er aufgeſtanden iſt und ſein Gepäck in vollſter Ordnung auf den Sitz gelegt hat, nur darauf wartend, daß es weggetragen wird. Was hilft das alles, wenn der Zug nicht vorwärts kommt, wenn er ſo

kriecht, wie eine Schnecke? „Die ärgste Lokalbahn fährt raſcher als dieſer ſogenannte Schnellzug," wirft er ſeinem Nachbar hin. „Schnellzug"! Es ſei rein zum Lachen, einen ſolchen Zug Schnellzug zu nennen.

Für ſeine Ungeduld noch viel zu ſpät fährt der Zug in die erwünſchte Station ein. Von der Plattform des Waggons aus übertönt ſein heiſeres Geſchrei nach einem Träger alle anderen Rufe. Wo er nur die Karte hat! Es iſt nicht zum Faſſen, er kann ſeine Karte nicht finden; er weiß doch beſtimmt, daß er ſie in die Börſe geſteckt hat. Krampfhaft ſucht er dieſelbe ab, einmal, zweimal, dreimal, viermal, ſtampft mit den Beinen, fährt nervös in allen Taſchen herum, bis er ſchließlich darauf kommt, daß er es ſeinem Nachbar nachgemacht und die Karte auf den Hut geſteckt hat.

Nun kommen ſeine größten und ſchwerſten Leiden. Die Qual der Wahl.

Es dauert lange, bis er ſich zu einem Hotel entſchließt, noch länger, bis er das entſprechende Zimmer, das alle Vorzüge vereinen ſoll, gefunden; er war ſchon nahe daran, wegzugehen.

So beginnt er ſeine Erholungsreiſe, die ſeine Nerven beruhigen ſoll. Die Fortſetzung reiht ſich würdig dem Anfange an. Nach einer ſchlafloſen Nacht — wie ſchlecht ſind doch dieſe ungewohnten Hotelbetten! — ſteht er früh Morgens auf, um ſein „Programm" getreulich durchzuführen. Er will nicht nur ausruhen, er will auch genießen. Er iſt das Opfer ſeines „Reiſeführers", möge dieſer nun Baedeker oder Mayer heißen, und der Typus des „Reiſeſklaven". Er muß alle Sehenswürdigkeiten, und zwar in kürzeſter Zeit, geſehen haben. Er abſolviert das „Programm", wie ein Schüler die ihm vorgeſchriebenen Aufgaben, immer mit dem Gedanken ſchon bei der nächſten Sehenswürdigkeit und beim nächſten Genuſſe.

So raſt er von Ort zu Ort, meiſt unzufrieden, meiſt nörgelnd und kritiſierend, ſelten und auch dann maßlos begeiſtert und enthuſiasmiert, unberechenbar in ſeinen Launen und Genüſſen. Schon nach wenigen Tagen packt ihn eine tiefe Sehnſucht nach der Heimat. Wozu all dieſe Plage, wozu all dieſe Unraſt, wenn man es daheim ſo ſchön hat? Was ſollen ihm alle dieſe Genüſſe der Natur und Kunſt, da er nicht fähig iſt, ſie zu genießen, da ihn kleine Erſchütte-

rungen aus dem Gleichgewichte bringen und seine Seele, immer an den Kleinigkeiten des Alltags haftend, gar nicht fähig ist, Großes in sich aufzunehmen?

Unvermutet erscheint er wieder plötzlich daheim und hat das tiefe Bedürfnis, sich einige Wochen lang von der Erholungsreise auszuruhen. Wie herrlich, im gewohnten Geleise trotten zu können! Seinen Bekannten gegenüber ist er natürlich voll des Lobes über alles, was er gesehen und erlebt hat. Er ist nach dem Ausspruche eines geistreichen Psychologen der richtige Reisetyrann. „Das haben Sie nicht gesehen?" schreit er entrüstet einen Bekannten an, der zufällig im selben Jahre die gleiche Reise absolviert hat. „Das haben Sie nicht gesehen? Das muß man ja gesehen haben. Da hätten Sie ja gleich zu Hause bleiben können." Er rächt sich förmlich für sein Reisesklaventum dadurch, daß er jetzt sich auf den Tyrannen hinausspielt; der Schüler, der zum Lehrer wird.

Er benützt den ersten Abend sofort, um seinem Wirte die ausländische Küche (die er nicht vertragen konnte) mit lebhaften Worten anzupreisen, und beweist ihm haarklein, wie alles draußen schöner und besser sei als daheim. Jeder sei ein Narr, der sein teures Geld zu Hause verzehre, der in diesen kleinen, lächerlichen Verhältnissen seine Kraft vergeude. Nur da draußen wisse man den Wert eines großen, individuellen Menschen zu schätzen.

Nach einigen Tagen überkommt ihn tiefe Reue. Warum ist er denn so dumm gewesen, seine Reise zu unterbrechen? Jahrelang hat er sich darauf gefreut, einmal gehörig auszuruhen und dabei die Welt kennen zu lernen. Und nun?!... Er beschließt, im nächsten Jahre seinen Fehler wieder gut zu machen und sich einen doppelt so langen Urlaub zu nehmen.

Wenn ihm jemand zufällig seine Leiden klagt, über Nervosität und Abspannung jammert, so nimmt sein Gesicht einen ernsten Ausdruck an, den nur die tiefe Überzeugung verleihen kann. „Lassen Sie sich von mir raten," sagt er dann mit vor Rührung zitternder Stimme, „folgen Sie meinem Beispiele, spannen Sie aus und machen Sie eine Erholungsreise. Es gibt nichts Besseres für überarbeitete Nerven..."

Der nervöse Sänger.

Er erwacht Morgens schweißgebadet aus einem fürchterlichen Traum. Gott sei Dank, daß es nur ein Traum war! Er stand auf dem Podium, sollte gerade eine Arie singen und konnte keinen Ton herausbringen ...

Ein Blick auf die Uhr überzeugt ihn, daß er ordentlich in den Tag hineingeschlafen hat. Um 10 Uhr soll er bei der Probe sein. Es ist schon 9 Uhr vorüber. Jetzt heißt's sich tummeln und flink sein.

Er springt aus dem Bette und versucht einige Töne. Unglaublich! Er scheint sich schon wieder verkühlt zu haben. Er ist ja tatsächlich heiser. Er muß einige Skalen singen, um sich die Stimmbänder elastisch zu machen. A—a—a—! Aaa! Es geht schon etwas besser. Aber noch immer ist der Ton etwas „verschleiert". Er fühlt, daß er tief innerlich im Kehlkopf verschleimt ist.

Er beginnt nun eine lange Reihe hygienischer Prozeduren. Er wäscht seinen Kehlkopf außen mit Franzbranntwein, irrigiert sich die Nase mit Kochsalz, gurgelt mit Tannin so laut, daß die Wände erbeben. Dann setzt er sich vor eine Inhalationsmaschine und atmet tief seufzend und luftsaugend den heißen, mit Alaun geschwängerten Dampf ein. Zuletzt nimmt er noch ein exotisches Bonbon, das ihm sein Garderobier als unfehlbare Panacee empfohlen hat, dann stellt er sich vor den Spiegel, scheitelt sein dichtes Haar, richtet sich kokett die bunte Krawatte zurecht, fährt mit dem rechten Zeigefinger an seinen Kehlkopf, als ob er sich überzeugen wollte, daß er ihm während der verschiedenen Prozeduren nicht abhanden gekommen, und stößt dann unvermittelt einen kräftigen musikalischen Stoßseufzer aus: „Elisabeth! Der teure Name ...", was ihn offenbar sehr befriedigt. Denn er nickt vergnügt in den Spiegel und

verbeugt sich, so daß er gar nicht bemerkt, daß seine Wirtschafterin ins Zimmer getreten ist. Sie kommt nie früher, bevor sie nicht „Dir Göttin der Liebe" oder „Winterstürme wichen dem Wonnemond" oder „Elisabeth!" vernommen hat. Sie erkennt schon an seinem Leitmotiv, ob er guter oder schlechter Laune ist. Wenn er „Nie sollst du mich befragen" oder „Was bin ich aufgewacht" oder gar „Senta, reize mich nicht, ich bin nicht dein Sklave!" singt, dann traut sie sich gar nicht in seine Nähe.

Auf einer silbernen Tasse reicht sie ihm das Frühstück — warme Milch mit Selterswasser und Karlsbader Zwieback. Daneben liegt schon säuberlich geordnet die Post.

„Wie viele?" fragt der Sänger nachlässig, scheinbar ohne Interesse.

„No — heut' sind's nur dreiundzwanzig. Sechs Photographien, acht Unterschriften, neun Liebeserklärungen, zwei Bettelbriefe."

„Es geht abwärts mit mir, treue Behüterin des Hauses. Wo sind die Tage, da ich mehr als hundert Briefe bekommen?"

„Nach einer Premiere . . ."

„Habe ich Sie gefragt?" brüllt der in seinem Ehrgeiz tief gekränkte Künstler. „Bloß dreiundzwanzig! Unerhört! Bereiten Sie mir die Photographien vor. Ich komme erst am Nachmittag nach Hause und bin für Niemand zu sprechen. Verstehen Sie? Für Niemand!"

In einem Schluck war die Milch hinuntergewürgt. Brrr! Was das für ein greuliches Getränk ist! Gerade er muß einen ewigen Rachen- und Kehlkopfkatarrh mit sich herumtragen. Er nimmt die Post in seinen Wagen mit, der ihn aus dem Villenviertel ins Theater bringt. Die verschiedenen Briefe überfliegt er, macht sich bei manchen ein Zeichen. Dann vertieft er sich gierig in die Kunstnachrichten seines Leibblattes. Nein, was diese Leute mit dem Caruso treiben! Was ist denn an dem ganzen Caruso? Gar nichts! Er sollte nur einmal eine Wagnerpartie versuchen. Nicht einen Akt würde er es aushalten. Solche Leute können freilich ihre Stimme schonen und im Belcanto glänzen. — — — Was? die Kurz geht

ſchon wieder nach Amerika? Nur als Frauenzimmer ſoll man auf die Welt kommen ... Nein! Was dieſe Kritiker für einen Unſinn zuſammenſchreiben! Alle Zeitungen ſollte man konfiszieren, wenn ſie falſche Kritiken bringen.

Während er ſich ſo im Geiſte gehörig mit Kollegen, Kritikern, Impreſarios, Direktoren und Wucherern herumſchlägt, fühlt er plötzlich einen heftigen Stich im Hals. Was der Kuckuck! Schon wieder eine Halsentzündung? Er macht einige forzierte Schluckbewegungen. Sehr richtig. Seine rechte Mandel muß geſchwollen und entzündet ſein. Er zieht einen eleganten Spiegel aus der Taſche, eine kleine elektriſche Lampe, und blickt ſorgend in ſeinen Rachen hinein. A! a! a! a! Natürlich, die rechte Mandel iſt ja feuerrot. Er ſtreckt ſeine Zunge ſo weit nach vorne, daß er faſt in den Kehlkopf ſehen kann. Auch die hintere Rachenwand iſt ja ganz abſcheulich gerötet. Er blickt auf die Uhr. Ob er noch vor der Probe zum Profeſſor Tonleimer hinfahren kann?

Es iſt zu ſpät. Er muß zuerſt in die Probe, wenn er nicht wieder ein Pönale zahlen ſoll. Auch will er ſich nicht immer vom Direktor wie einen Schulbuben anſchnauzen laſſen. Ach Gott — er wird heute mit einer Halsentzündung ſingen. Sich am Ende die Stimme gründlich verpatzen. Er wird die Stimme verlieren.

Das iſt ſeine ewige Angſt. Er lebt ja nur von ſeinen zwei Stimmbändern. Ein kleines Knötchen, ein kleines Geſchwürchen, ein kleines bißchen Schleim, und er iſt ein ruinierter Menſch. Der Gedanke, er könnte ſeine Stimme verlieren, verfolgt ihn und läßt ihm keine Ruhe, verbittert ihm den ruhigen Genuß ſeiner Popularität, ſeines Wohlſtandes und ſeiner Jugend.

Iſt es nicht ein Martyrium ohnegleichen, ſeine ganze Exiſtenz von den Launen ſeines Kehlkopfes abhängig zu wiſſen? Wenn er wenigſtens leichtſinnig ſein könnte, wie einſt, da er noch ein unbekannter Schüler geweſen. Ja — damals hatte er noch gelebt, geliebt, getrunken, getanzt, gejubelt. Heute iſt er der erbärmliche Sklave ſeiner Stimme. Er raucht nicht mehr; er trinkt nicht mehr; er läßt ſich in keine ſtrapaziöſen Liebesabenteuer ein; er macht keine Ausflüge; geht in kein Kaffeehaus; iſt nur ſehr mäßig im

Essen; er regt sich nicht einmal über die Kritik auf; alles aus Angst, es könnte seiner Stimme schaden.

Er lebt in einer ewigen Sorge. Heute ist er der große, gefeierte Künstler. Was ist er morgen, wenn er seine Stimme verliert? Eine abgekrachte Größe, der „einst so beliebte" Künstler, ein Bettler, ein um Schüler bettelnder Gesangslehrer. Das ist ja das Los der toten Stimmen. Sie stellen sich in den Dienst der jungen, aufblühenden Stimmen.

Ihn schauert's. Nein — wie er in den Wagen sinkt! Es ist ja kein Wunder, wenn er sich so leicht verkühlt. Durch alle Fugen und Ritzen strömt ja die kalte Luft auf ihn herein. Endlich ist er beim Theater.

Er wird schon sehnlichst erwartet. Der Inspizient, der Regisseur, der Kapellmeister, sie blicken schon alle nervös auf die Uhr. Freudige Begrüßung des Stars, der sich bemüht, eine leidende Physiognomie zum Besten zu geben. „Ich kann heute nur markieren, Herr Kapellmeister. Ich bin ganz heiser, ich bringe keinen Ton heraus."

Der arme Kapellmeister, der diese Klage bereits von zehn anderen Sängern und Sängerinnen gehört hat, nickt zustimmend. „Versuchen Sie's nur. Vielleicht wird's gehen. Übrigens hat ja Herr Schmigelsky diese Partie auch einstudiert. Soll er vielleicht für Sie einspringen?"

Schlimmeres hätte man unserem nervösen Sänger nicht berichten können. Was? Dieser elende Kerl mit der Kastratenstimme, dieser notorische Falschsänger, dieser hinterlistige Schmigelsky sollte in der Premiere seine Partie singen, die er schon seit sechs Monaten studiert hatte? Nie und nimmermehr! Wenn er wüßte, daß es sein letztes Auftreten im Leben wäre!

Die Probe beginnt also. Es geht ziemlich schlecht. Er greift oft nach dem Kehlkopf, markiert einige schwere Stellen, um sich zu schonen. Da aber die anderen loszulegen beginnen, will er sich nicht als kranken, abgetakelten Sänger bemitleiden lassen und beschenkt die Mitwelt mit ein paar seiner strahlenden, hohen Töne.

Sofort nach der Probe stellt ihn der Direktor. Ob er sich nicht vom Theaterarzt, der gerade im Hause sei, untersuchen lassen

wolle. Er macht eine kühle, abweisende Handbewegung, ohne ein Wort zu sprechen. Theaterärzte verstehen nie etwas bei den Mitgliedern ihres Theaters. Der Kragen seines Winterrockes ist hoch aufgestellt. In leicht vorgebückter Haltung, die Hand vor dem Mund, stürzt er in seinen Wagen. Dem Kutscher gibt er ein Zettelchen, auf dem die Adresse des berühmten Spezialisten Professor Tonleimer vermerkt ist. Dort wird er in ein separiertes Wartezimmer geführt, um früher vorgelassen zu werden. Er kann nämlich nicht warten; das macht ihn nervös.

Im Wartezimmer probiert er wieder vor dem Spiegel ein paar hohe Töne, bis ihn der Professor einlädt, sich auf den ihm wohlbekannten Untersuchungsstuhl niederzulassen. Er legt sofort seine Klagen los. Er sei heiser, tonlos, absolut indisponiert. Er werde absagen müssen. Er habe geschwollene Mandeln und einen entzündeten Rachen. Jetzt stehe es bei ihm fest, daß das nicht mit natürlichen Dingen zugehe. Er habe sicherlich einen Krebs im Halse. Woher kämen denn sonst die quälenden Schmerzen? Warum werde er so plötzlich heiser? Ob es nicht versteckte Geschwüre wären?

„Lassen Sie einmal nachsehen", meint der geduldige Professor. „Nur ruhig halten ... A ...! J ...! Lauter! Ruhig atmen! So — so — so ist's recht! Noch einmal bitte: iiii — Jetzt war's gut. Ich danke. Alles ist in schönster Ordnung. Ihnen fehlt gar nichts."

„Und die Rötung der Mandeln und des Rachens?" — „Existiert nur in Ihrer Einbildung, gerade so wie die tuberkulösen Geschwüre und der Krebs."

„Das hab' ich mir ja gleich gedacht", sagt freudestrahlend der Sänger und drückt seinem Arzt warm die Hand.

Der Professor lächelt gutmütig. Er weiß, daß dieser nervöse Patient morgen gewiß wieder bei ihm sein wird. Er lebt ja von dem Kehlkopf geradeso wie der Sänger. Die Angst treibt ihm seine Klienten zu Dutzenden zu.

Der Künstler ist eine Zeitlang beruhigt. Wie lange? Einige Stunden, dann fängt das alte Spiel wieder von Neuem an. Am Abend vor der Vorstellung ist er stockheiser. Er will schon absagen,

trinkt ein rohes Ei, ißt zehn von den exotischen Bonbons seines Garderobiers und singt dann mit dem Heldenmut der Verzweiflung schöner denn je.

Nach der Vorstellung warten einige Enthusiasten vor dem Bühneneingang. Wie er erscheint, lüften die Männer die Hüte und schreien: Hoch!

Er verbeugt sich dankend, reicht einigen von seiner Garde flüchtig die Hand und fährt nach Hause. Immer ist es derselbe Gedanke, der ihn beherrscht: Warum diese Leute sich nicht verkühlen und die Stimme verlieren? Sie stehen eine Viertelstunde draußen in der Winterkälte und lüften sogar den Hut. Unglaublich! Ja sie bleiben barhaupt einige Minuten stehen. Sie sind erhitzt, verschwitzt, echauffiert, in leichten Kleidern. Wenn er das wagen würde?

Er lehnt sich fröstelnd in den Wagen zurück und zieht die Decke fester über die Beine. Hinter ihm fährt der Neid aller jener Menschen, die noch nicht so weit sind, um ihre Stimme zittern zu müssen.

Der nervöse Liebhaber.

Holdselige Mädchenknospen, die ihr noch halbe Kinder seid; reife Jungfrauen, die ihr mit Schrecken merket, daß ihr alt werdet und noch allein seid; große und kleine Witwen; unverstandene und sich unverstanden wähnende Ehefrauen, ich warne euch; der nervöse Liebhaber geht um, er pocht an eure halbgeöffneten Herzen und fleht um Einlaß; er hat keine Zeit, lange zu warten: Das Zauberwort Geduld kennt er nicht; er will im Sturm erobern und erobert sein.

Ich warne euch, denn die Eroberung wird euch, sie kann euch kein Glück bringen. Ich warne euch, damit ihr beizeiten die Tore eurer Sinne versperrt und euren ungestüm nach Befreiung lechzenden Gefühlen einen Riegel vorlegt. Denn er ist ein gefährlicher Geselle, dieser nervöse Liebhaber, und wenn ihr ihn recht fest zu halten glaubt, eingefangen, gefesselt, willenlos, euer liebestrunkener Sklave, erwacht er plötzlich aus seinem Rausch und sprengt mit rauher Hand die zarten Rosenketten, die eure schwachen Hände gebunden.

Ich warne euch! Ich warne euch!

Wie er aussieht? So wie alle anderen Männer; nur viel lebhafter, viel unruhiger, viel unternehmender. Seine Augen leuchten im feuchten Schimmer und können sich bald verdüstern wie von verhaltenen Tränen, bald aufflammen wie Verheißung seligsten Genusses. Seine Finger sind in beständiger Bewegung. Sein elastischer, schlanker Körper zuckt und vibriert wie in verhaltener Erregung. Er ist geistreich, er ist gebildet, er ist modern, modern bis in die Fußspitzen. Er schwärmt für Maeterlinck, Multatuli, d'Annunzio, für Klimt, Toorop, Burne-Jones, Rosetti, für Wagner, Richard Strauß, Ansorge und Stephan George. Er kennt die neuesten Schlagworte, die neuesten Bücher. Er kleidet sich bald mit auserlesenem Geschmack, bald mit etwas gemachter künstlerischer Nachlässigkeit.

Und er iſt unglücklich ...

Er verachtet dieſe böſe trügeriſche Welt, er hat noch nie das Glück der Liebe kennen gelernt. Wie? Es gibt Leute, die ſich verlieben können? Die über ein weibliches Weſen ſich und die ganze Welt vergeſſen können? Er möchte es gern auskoſten, das angeblich köſtliche Gefühl des Verliebtſeins. Aber er weiß es zu genau: er wird niemals lieben. Er iſt einer jener kraftloſen Dekadenten, wie ſie Paul Bourget, Ola Hanſon und Arne Gaborg ſo trefflich gezeichnet haben.

Da trifft er dich und du entzückſt ihn, begeiſterſt ihn auf den erſten Blick. Du wirſt jene Glückliche ſein, die ihn verliebt machen wird. In dir wird er alles finden, was er bis jetzt vergeblich geſucht hat. Er beginnt mit dir in ernſter, eindringlicher Weiſe zu ſprechen. Du hätteſt auf ihn einen „tiefen" Eindruck gemacht. Er hätte auf den erſten Blick erkannt, daß du kein gewöhnliches Weſen ſeiſt, daß du den Durchſchnitt um ein Bedeutendes überragſt. Er werde ſich glücklich ſchätzen, dich bald, aber recht bald wiederzuſehen. Ob er dich morgen irgendwo ſprechen könne? Ob dein Herz noch frei ſei? Ob du auch jenes tiefinnerſte Sehnen nach etwas Unverſtändlichem, Übernatürlichem, Geiſtigem empfändeſt? Und du armes törichtes Menſchenkind wirſt ganz wirr von dem plötzlichen Anſturm der Gefühle, Empfindungen, Hoffnungen. Du wirſt verlegen und erröteſt, was dir reizend ſteht und dir den Glorienſchein einer blütenweißen, von einem ſchmutzigen Gedanken unbefleckten, weltfremden Kinderſeele verleiht. Seine vibrierende Stimme, ſein verlangender Blick, ſeine Hingebung und demütige Unterwerfung wirken auf dich mit unwiderſtehlicher Kraft. Seine Erregung überträgt ſich in harmoniſchen Schwingungen auf dich. Du biſt verloren! —

Du verſprichſt, ihn morgen wieder zu ſehen, ihn zu ſprechen; du wirfſt ihm einen vielſagenden Blick beim Abſchied zu.

Du biſt verloren! Törichtes Menſchenkind, ich warne dich! Wenn du ihn ſicher einfangen willſt, den loſen Schmetterling, ſo mußt du ihn durch abſichtlich geſpielte Gleichgültigkeit, durch unnahbare Kälte, oder durch halbes Entgegenkommen und halbes Entfliehen zur Raſerei bringen, ſeinen Verſtand vollends verwirren,

bis er in sinnloser Angst, dich zu verlieren, stammelt: Dich oder keine andere . . . und um deine Hand anhält. Doch du bist ein Mensch, wie alle anderen Menschen, leichtgläubig, hoffnungsfreudig, und horchst lieber auf dein laut schlagendes kleines Herzchen, als auf dein einst so klares Köpfchen.

Die Wogen der Neigung steigen höher und höher. Du kannst dich der Flut seiner Zärtlichkeit nicht erwehren und stürzest dich in die schäumenden Wellen. Du zeigst ihm, was er dir bedeutet, du blickst sehnsüchtig nach ihm aus, wenn er nicht da ist, und in einem unbewachten Augenblick stürzest du in seine geöffneten Arme. Der erste Kuß! In seinem Herzen hat es die ganze Zeit gejubelt. Endlich ist sie eingezogen in sein verödetes Herz, Frau Venus, die süße Königin! Mit Pfeifen und Trommeln, mit Flöten und Zimbeln, mit Rosenduft und Maiensang. Verliebt! Er ist verliebt! Welche Wonne, welches Glück!

Und wie weiß er alle ihre Vorzüge, ihre Tugenden, ihre Schönheit zu vergrößern und zu übermalen, bis sie übergroß und und übernatürlich wachsen! Wie malt er sich die Zukunft an der Seite dieses Engels aus! Die Stunden, wo er sie nicht sieht, dehnen sich endlos; die Stunden in ihrer Nähe verinnen so schnell, daß er sie zurückhalten, verdoppeln und verdreifachen möchte.

Jede Sekunde muß und soll sie ihm widmen. O, er ist eifersüchtig wie ein Othello. Er macht ihr die bittersten Vorwürfe, wenn sie mit einem anderen einige harmlose Worte spricht. Sie soll nur ihm gehören. Sie soll nicht auf andere blicken. Er maßt sich Rechte an, die ihm noch gar nicht gebühren. Er weicht nicht von ihrer Seite, er bringt ihr die Bücher, die sie lesen soll, er hat seine bestimmten Lieblingskleider, die sie tragen muß. Was scherts ihn, daß die „Leute" drauf aufmerksam werden und zu reden beginnen. Was geht ihn überhaupt die Welt und was geht die Welt seine Liebe an? Mögen die guten Leute nur reden, was sie wollen. Sie werden die Wahrheit ja ohnedies bald erfahren . . .

So geht es bis zum ersten Kuß, zum ersten entscheidenden. Ja, bis er bestimmt weiß, daß die Angebetete ihn liebt und die Seine werden will.

Der erſte Wermutstropfen fällt in den ſchäumenden Becher. Sie will ſein werden, ſein für immer. Aus der Liebe ſoll ſich die Ehe entwickeln. — Es iſt, als ob er einen elektriſchen Schlag erhalten würde. Ehe? — Halt — iſt er ſchon ſo weit? Das muß ja überlegt ſein. Werden ſie auch zuſammenpaſſen? Wird er ſie — denn es geht ihm ja nur um ſie — auch glücklich machen? Iſt er ein Menſch, der eine Frau glücklich machen kann? Iſt er überhaupt zur Ehe geſchaffen? Wird er nicht nach einigen Monaten einſehen, daß das doch nicht die große, echte Liebe geweſen iſt? Weiß er denn, wie die echte Liebe iſt? Täuſcht er ſich nicht über die Stärke ſeines Gefühls?

Dieſe Fragen legt er ſich vor und wälzt ſie unermüdlich in ſeinem Gehirn von der einen Seite zur anderen. Plötzlich fallen ihm verſchiedene Fehler ſeiner Auserwählten ein. Sie iſt nicht modern genug; oder ſie hat nicht genug Phantaſie: ſie hat keinen Sinn für die Kunſt. Mit dem geſchärften Blick des Ungerechten, der im Begriff ſteht, eine ſchlechte Tat zu begehen, und die Motive ſtatt im eigenen Herzen beim Gegner ſucht, erkennt er plötzlich eine Reihe von Fehlern, die er bisher beharrlich überſehen hatte. — Nein, er muß ein Ende machen, bevor es zu ſpät iſt, bevor er ſich ein für allemal für das ganze Leben gebunden hat. Fort! Fort! Fort! Verreiſen, irgendeinen Vorwand ſuchen und über die ganze Geſchichte Gras wachſen laſſen.

Du armes Frauenherz haſt eine glückliche Nacht voll der ſüßeſten Träume im Halbſchlummer verbracht und zählſt die Minuten bis zum Morgen, der den Tag einleitet, wo du ihn wiederſehen kannſt. Sollſt du deiner Umgebung dein Glück verraten, das ſie in deinen Augen, in deinen ſicheren Bewegungen, in deinem ſtrahlenden Weſen ohnehin lieſt? Sollſt du es nicht in alle Welt hinausjubeln, dein junges, ſchönes, herrliches Glück? Deinen Traum von Liebe und Ehe!?

Was iſt denn das? Iſt ein Unglück geſchehen? Die feſtgeſetzte Stunde iſt verſtrichen und er iſt noch nicht da. Es wird ihm doch nichts zugeſtoßen ſein?

Was ſoll das bedeuten?...

Ein Brief bringt dir am nächsten Tage den Sturz aus allen Himmeln. Er habe sich die ganze Sache noch einmal gründlich überlegt. Er sei ein unglücklicher Mensch, nicht zur Liebe geboren. Er wolle noch beizeiten zurücktreten, „blutenden Herzens", um sie nicht zeitlebens unglücklich zu machen. Sie möge den ganzen Vorfall als einen schönen Traum betrachten. Er werde sie sein lebelang nicht vergessen. Er danke ihr aus tiefstem Herzen für all die schönen Stunden, die er mit ihr verbracht. Sie werde gewiß einen besseren, gesünderen und liebenswürdigeren Mann finden, der sie zu schätzen wissen und glücklich machen werde ... Und in solcher Tonart eine lange, schier endlose Epistel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was sitzest du nun da und greinst und ringst die Hände? Beherrschest dich am Tage und scherzest und lachest und weinest in schwüler Nacht heiße Tränen in dein feuchtes Kissen?

Es geschieht dir ganz recht! Ich habe dich gewarnt, wie man die Schäflein vor dem Wolfe warnt.

Und ihr — Schwestern der um ihr Glück Betrogenen, horchet auf und hütet euch! Verriegelt euer Kämmerlein, werdet hart und unnachgiebig: Der nervöse Liebhaber geht um! ...

Der nervöse Musiker.

Natürlich behauptet er, er sei früher gar nicht nervös gewesen. Erst die Musik habe seine Nerven zerrüttet. Fortwährend klagt er, daß es so nicht weiter gehe, es müsse doch einmal ein Ende nehmen mit der ewigen Musiziererei. Er wolle lieber Holz hacken, Steine klopfen, Hadern sammeln, als fortwährend unmusikalischen Menschen Musik eintrichtern. Eigentlich habe ihn nicht so sehr die Musik, als das unleidliche Stundengeben aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht. O, diese schrecklichen Stunden, in denen er sich seine Ohren von den ungeschicktesten Stümpern martern lassen muß! Jedesmal nimmt er sich vor, die Ruhe nicht zu verlieren und gleichgiltig zu bleiben. Komme, was da wolle. Mit diesem Vorsatz tritt er in das Zimmer, in dem der Schüler auf die musikalische Erleuchtung wartet. Es dauert eine kleine Weile, bis die Noten herbeigeschafft werden. Schon das bringt ihn aus dem Häuschen. „Was ist denn das für eine Schlamperei? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie alles vorher vorbereiten müssen? Hab' ich denn die Zeit gestohlen?" Leider kann er nicht immer seinen Groll auf diese Weise entladen. Meistens hält er diese Rede nur im Geiste, und muß sich zu einem süßsauren Lächeln zwingen. Womöglich noch heucheln: „Bitte, bitte, mein Fräulein sich nicht so zu beeilen, wir haben ja Zeit genug."

Schon bei dieser Einleitung wird er unruhig, und alle seine guten Vorsätze sind zum Teufel. Jetzt läßt er sich die verschiedenen Musikstücke vorspielen, wobei er ein halb gespanntes, halb leidendes Gesicht zur Schau trägt. Er kommt sich vor wie ein schwerer Verbrecher, den ein grausamer mittelalterlicher Gerichtshof mit tückischer Absicht zu einer Reihe der unangenehmsten Martern verurteilt hat. So lange es nur mit dem Rhythmus happert, behält er noch seine Fassung. Bloß seine Rechte schlägt etwas ungeduldig

den Takt, wobei er manchesmal laut mitzählt: „Ei—ne, zwei—e drei—e. Sehen Sie nicht, daß die Note einen Punkt hat? Na also Ein—e, zwei—e, drei—e."

Jetzt ertönt von ungelenken Schülerhänden mit aller Kraft angeschlagen ein greulich disharmonierender, falscher Ton. Unser Musiker springt auf, als wäre er von einer Giftschlange gebissen worden. Sein Gesicht verzerrt sich vor Schmerz, sein Körper windet sich, wie der von der Schlange umklammerte Laokoon, während er aufbrüllt: Cis! Cis! Merken Sie denn nicht, daß das falsch klingt? A-Dur, es sind drei Kreuze vorgeschrieben. Fis, Cis und Gis." Bei der Wiederholung der Stelle im zweiten Teil der Sonate greift der Schüler wieder ein C. Es gibt eingeübte Fehler, die man nur mit ungeheurer Aufmerksamkeit, gleichsam wider Willen, vermeiden kann. Dieses C scheint dem kleinen Musiker der Zukunft ganz besonders zu gefallen und einzuleuchten. Wer weiß, vielleicht ahnt der Schüler schon Akkordgruppen und Harmonien des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts, die dem Lehrer noch unverständlich sind. Denn beim zweiten Mal springt er auf, hält sich beide Ohren zu, obwohl der falsche Ton schon längst verklungen ist, und läuft einigemal im Zimmer hin und her. „Cis! Nicht C. Wollen Sie mich heute ganz zugrunde richten? A-Dur . . . Drei Kreuze. Ja, an was denken Sie denn eigentlich? Und so ein Mensch, der in A-Dur konsequent C spielt, will Musiker werden! Lernt Klavier. Ich werde Ihren Eltern sagen, daß sie das Geld rein zum Fenster hinauswerfen. Was? Sie haben es übersehen. Das ist eine faule Ausrede. Wer weiß, wo Ihr Kopf ist, während Sie spielen."

Langsam beruhigt er sich erst und setzt sich wieder ans Klavier. Der Schüler soll ein neues, schweres Stück beginnen. Schon nach den ersten zehn Takten drängt er den Musiknovizen mit sanfter Gewalt vom Sessel und sagt: „Ich werde Ihnen einmal die Sonate vorspielen, damit Sie eine Ahnung haben, was Sie eigentlich studieren." Und nun beginnt er mit einer Miene zu spielen, die ebensoviel Selbstbewußtsein als Überlegenheit verrät. Er begleitet das Spiel mit kleinen rhythmischen Bewegungen, beugt den Körper bald leicht nach vorne, bald leicht nach hinten. Krümmt sich bei

den Pianiſſimoſtellen zu einem unſcheinbaren Punkt zuſammen, während er ſich beim Forte ſtolz aufrichtet und mit triumphierender Miene gleichſam in die Unendlichkeit zu blicken ſcheint.

Dieſes Spiel zwiſchen Empörung, Qual und Begeiſterung wiederholt er während des Tages fünf- bis achtmal, je nachdem ſein Tag „beſetzt" iſt. Muß er ſich bei der einen Stunde beherrſchen und ſeinen Tadel nur in ſüßlich überzuckerten Pillen verſchlucken laſſen, ſo weiß er ſich dafür bei dem nächſten Eleven ſchadlos zu halten. Er iſt ſchwer zufriedenzuſtellen und findet immer etwas auszuſetzen. Wird ihm aber einmal ein Muſikſtück zu Dank geſpielt, ſo kann er in ſeiner Freude dem Schüler um den Hals fallen und ihm einen Kuß geben, beſonders wenn der junge Schüler eine hübſche Schülerin iſt. Es iſt erſtaunlich, daß gerade dieſe letztere Gattung ein ſolches Talent für die Muſik zu haben ſcheint, ſo daß der Lehrer ſich für die qualvollen Stunden der Pein durch freundſchaftliche — allzu freundſchaftliche Anerkennung entſchädigen kann.

Doch das ſind ja nur kleine roſige Lichtſtrahlen in dem grauen Einerlei eines Tages, der ach, kein Ende nehmen will. Schließlich iſt er fertig und fühlt ſich ſo matt und abgeſchlagen, ſo zerrädert und zermalmt, daß er unfähig iſt, ſelber zu muſizieren. Er iſt glücklich, daß er die Muſik für dieſen Tag abſolviert hat. Nein, wenn man den ganzen Tag ſo muſikaliſche Handwerksarbeit verrichten muß, dann wird auch der Künſtler zum Schweigen gebracht. Er möchte nur Ruhe haben, Ruhe vor der Muſik und vor allen muſiktreibenden Menſchen. Aber es iſt ja auch zu Hauſe zum närriſch werden. Nebenan übt ein Fräulein den Trauermarſch von Chopin, während ober ihm der letzte Operettenſchlager mit falſchem Baß zum beſten gegeben wird. Voll Sehnſucht erwartet er die zehnte Stunde, die ihn von dieſen unerwünſchten Quälgeiſtern befreien ſoll. Wehe den Nachbarn, die noch nach zehn Uhr muſizieren. Entweder er klopft energiſch an die Wand oder er ſchickt ſein Dienſtmädchen hinüber mit der ebenſo höflichen als entſchiedenen Bitte, aufzuhören, da es jetzt ſchon Schlafenszeit ſei. Er leiſtet einen heimlichen Eid, ſich einmal, wenn er alt geworden, auf eine einſame

Insel zurückzuziehen, wo es keine Drehorgeln, Regimentsmusiken, Veteranenkapellen, Konservatoristinnen und Grammophone gibt.

Den Höhepunkt erreicht seine Nervosität, wenn er einmal öffentlich auftreten soll. Da ist er fortwährend in fieberhafter Erregung. Seine Hände sind fürchterlich steif. Er weiß nicht, was das bedeuten soll. Er hat gar keine Kraft in den Armen. Er ist durch das „verflixte" Stundengeben ganz aus der Übung gekommen. Er muß wieder in Form kommen. Er beginnt täglich wieder fleißig zu üben, wobei er sich natürlich überspielt und das Gegenteil von dem erzielt, was er durchsetzen wollte. Heimlich beschleichen ihn unangenehme Angstgefühle. Wie peinlich, wenn er sich öffentlich blamieren oder steckenbleiben würde. Er erinnert sich eines Falles, da ein befreundeter Kollege mitten in der Sonate den Faden verlor und jämmerlich gedemütigt aufhören mußte. Ist e r denn seines Gedächtnisses so sicher? Zwar bisher war ihm derartiges nicht vorgekommen, und er hat es immer verstanden, dem Publikum Beweise seiner hohen Kunst zu geben. Aber früher war er nicht so nervös. Da war er ja noch jünger, noch frischer und sein Gedächtnis mehr in Übung.

Er spielt einmal zu Hause eine Sonate mit der Empfindung, als säße er vor dem Publikum. Er möchte sich selber täuschen und sich so auf die Probe stellen. Es geht ja glänzend. Schon ist er mit der Hälfte fertig. Da, plötzlich im dritten Satz, an einer Stelle, die er schon mehr als hundertmal auswendig gespielt hat, bleibt er stecken und kann nicht weiter.

Kalter Schweiß bedeckt seine Stirne. Sein Gedächtnis ist offenbar geschädigt. O, er weiß es bestimmt, daß dies Steckenbleiben ein böses Symptom ist, daß das den Beginn eines schweren Gehirnleidens bedeutet.

Was tun? Er wird sein Konzert absagen. Er wird alle Stunden aufgeben und in eine Heilanstalt gehen. Er will sich retten. Wer weiß, ob es nicht zu spät ist. Wäre es nicht besser, der ganzen Qual ein Ende zu bereiten, und sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen?

In dieſer Verfaſſung eilt er zum Arzt und beſchwört ihn bei allem, was ihm hoch und teuer iſt, die Wahrheit zu ſagen. Wenn er verloren ſei, ſo werde er ſich gar nichts daraus machen. Nur die Wahrheit wolle er wiſſen.

Der Arzt kann ihn nur mit eindringlicher Überredung beruhigen. Er ſolle ſich doch nicht überflüſſigerweiſe ſo viel Sorgen machen. Dieſe kleine Entgleiſung habe nichts zu bedeuten, das könne jedem paſſieren; auch ihm entfalle einmal der Name eines Medikaments oder die wohlbekannte Adreſſe eines Klienten. Solche vorübergehende Störungen hätten nichts zu ſagen.

Der Muſiker läßt ſich nur ſchwer zur Vernunft bringen. Er fühle es, daß er krank ſei. Ob der Doktor auch ſein Herz genau unterſucht habe! Er ſei ſicher herzleidend. In den letzten Tagen poche ihm das Herz ſo heftig, daß er es durch die Weſte klopfen fühle, und des Nachts wache er, in Angſtſchweiß gebadet, mit heftigem Herzklopfen auf.

So klagt er, und es dauert geraume Zeit, bis er vom Arzt die Gewißheit erhält, alle ſeine Beſchwerden ſeien nur nervöſe Symptome, ſie ſeien wohl quälend, hätten aber nichts zu ſagen.

Hochbeglückt eilt er nach Hauſe. Erſt vor wenigen Minuten der Verzweiflung anheimgegeben, fühlt er ſich jetzt ſo erhaben über allem irdiſchen Leide, ſo ſelig, daß er am liebſten auf der Gaſſe tanzen würde. Er hat jetzt die beſtimmte Gewißheit, daß er einen großen Erfolg erringen wird. Vor dem Steckenbleiben fürchtet er ſich nicht mehr. In dieſer Stimmung ſetzt er ſich ans Klavier und, ſiehe da, ſein Programm geht tadellos wie am Schnürchen. Er bleibt kein einziges Mal ſtecken und iſt mit ſich ſelber zufrieden. An einzelnen Stellen hat er die Empfindung, daß ſie ihm keiner ſo ſchön nachſpielen könnte. Er freut ſich ſchon, daß er wieder einmal Gelegenheit haben wird, den „Herren Kritikern" zu beweiſen, daß er kein gewöhnlicher Handwerker, ſondern ein gottbegnadeter Künſtler iſt. Dieſe Stimmung hält einige Zeit an, bis zum Tage des Konzerts. Da beſchleicht ihn wieder die ſchreckliche Angſt, er werde ausgelacht werden und durchfallen. Er kann keinen Biſſen eſſen, und faſt gar nichts trinken. Es ſchnürt ihm die Kehle zu, es

würgt ihm im Hals und er hat die Empfindung, als wenn ihm etwas die Luft rauben würde. Dem Klavier weicht er im weiten Bogen aus und sucht sich auf alle mögliche Weise die nicht endenwollenden Stunden zu verkürzen. Endlich naht der Abend. Im Künstlerzimmer sitzt er, bald leichenblaß und bald wieder feuerrot, wie ein Häufchen Elend in einer Ecke. Eine ganze Hausapotheke soll ihm dazu dienen, sich die nötige Ruhe zu erobern. Er nimmt eine Bromtablette, Baldriantropfen und zum Schluß noch einen schwarzen Kaffee. Wie stille es nebenan ist! Natürlich — es ist noch kein Mensch in dem Saale. Es wird leer sein. Er wird gar nicht spielen können. Er wird ohne gespielt zu haben, nach Hause fahren müssen.

Langsam füllt sich der Saal und seine Stimmung bessert sich, als er von seinen Freunden hört, es wäre schon „bumvoll", und als das ihm bekannte Rauschen von Kleidern, Klappen von Stühlen, das Gewirre verschiedener Stimmen an sein Ohr dringt. Geht es noch nicht los? Noch fünf Minuten? Unglaublich! Endlich tritt er aufs Podium wie berauscht, seiner Sinne nicht ganz mächtig. Er setzt sich ans Klavier und präludiert einige Töne, mit gleichgiltiger Miene ins Publikum schauend. Dabei schlägt sein Herz zum Zerspringen und er sieht von den Menschen keinen einzigen, er bemerkt nur eine schwarze, sich leise bewegende formlose Masse, ein dräuendes Ungeheuer, das für ihn oder gegen ihn entscheiden soll. Er steht vor seinen Richtern, die über sein Schicksal entscheiden sollen.

Die Saaltüren werden geschlossen, es wird still in dem Saal und er beginnt. Nur ein paar Töne und der Nebel, der ihn umhüllt, zerreißt; es wird klar vor seinen Augen. Er sieht die einzelnen Menschen, sieht, wie sie gespannt horchen und wie sie von seiner Kunst gebannt werden. Er wird immer ruhiger und spielt wie im Halbtraum mit überlegener Sicherheit, immer halb in Gedanken bei der Musik, halb bei den Menschen, die ihn umgeben. Er ist fertig, und ein brausender Beifallsturm belehrt ihn, daß er den Weg zu den Herzen seiner Hörer gefunden hat. Nun ist der Bann gebrochen und er fühlt sich als Sieger. Die Erregung seiner

Nerven verrät sich in den blitzschnellen Zuckungen seines Gesichtes, im Anspannen der Nasenflügel, an den unwillkürlichen Bewegungen seines Körpers, der alle musikalischen Gebilde durch verschiedene Verrenkungen illustriert. Je mehr er gefeiert wird, desto ekstatischer wird seine Gebärde, desto wilder werden die Verdrehungen seines Körpers.

Nach seinem großen Triumph genießt er auch die Vorteile seiner Nervosität. War für ihn das Leben bisher qualvoller als für die anderen Normalmenschen, weil seine unangenehmen Empfindungen doppelt schwer auf ihm lasteten, so durchströmt ihn jetzt das Glücksgefühl ungleich reicher, ungleich voller. In dem wonneglühenden Rausche seines Erfolges, der sich in seiner Eitelkeitsnarkose zehnfach vergrößert, versöhnt er sich mit seinem früher geschmähten Beruf und findet seine Entschädigung für alles Ungemach, das ihm seine Nervosität gebracht hat.

Schon am nächsten Morgen schleicht sich langsam der Katzenjammer in seine nimmer rastende Seele. Das alte Spiel beginnt aufs neue. Er ist wieder: der nervöse Musiker.

Der nervöse Dichter.

Die Neurose ist seine Muse. Die Überempfindlichkeit seiner Nerven preist er als ein reiches Geschenk der Vorsehung. Er sieht, hört und fühlt unendlich mehr als die gewöhnlichen Sterblichen. Was andern ein Eindruck ist, das löst sich ihm in tausend Eindrücke auf. Er merkt die feinsten Nuancen, die zartesten Übergänge; er hört die leisesten Übertöne und erlebt Dramen, wo andere Episoden mitmachen.

Er ist in allem und jedem der Stimmung unterworfen. An manchen Tagen verblassen ihm alle Farben der Welt. Er sieht alles grau in grau. Er möchte gerne schaffen und vermag es nicht. Wie bleierne Schwere drückt es ihn nieder. Seine Gedanken kreisen immer um einen Punkt, und er findet die Energie nicht, seine Aufmerksamkeit zu sammeln. Er könnte in solchen Zeiten an sich und seiner Kunst verzweifeln.

Dann urplötzlich überkommt ihn die sehnlichst erwartete Stimmung. Jetzt verändert sich sein Wesen. Eine überquellende Begeisterung berauscht ihn. Die Gedanken drängen sich in seine Feder, so daß er Mühe hat, ihnen zu folgen. Er glüht wie im Fieber, ist sicher, daß er jetzt ein großes Kunstwerk schaffen wird. Er fühlt die Gewißheit seines Sieges, er kostet alle Freuden des Triumphes im vorhinein.

Wie lange? Bis er mit seinem Werke fertig ist. Er kann es kaum erwarten, sein jüngstes Kind der Öffentlichkeit vorzulegen. Nur flüchtig fliegt er zur Kontrolle noch einmal über die Seiten. Schon hat sein Entzücken ein wenig, ein klein wenig nachgelassen. Doch ein Meisterwerk bleibt seine Leistung trotz alledem; wenn er auch hier und da nicht das ausgedrückt hat, was er sagen wollte. Ach, es ist ja so schwer, das Unsagbare in schöne Worte zu fassen!

Er will doch noch einige Tage warten, bevor er das Manuſkript aus der Hand gibt. Er will ſich von ſeinem erſten Eindruck emanzipieren und unbefangen urteilen. Er verbringt die Zeit in einer ſeltſamen Stimmung, als ob er auf ſich ſelbſt neugierig wäre. Er zählt die Stunden bis zu dem Moment, da er ſein Werk wieder in die Hand nehmen ſoll. Ob er ſich nicht über den Wert ſeiner Leiſtung getäuſcht hat? Ob er nicht zu befangen iſt? Ob er die Sache überhaupt von der richtigen Seite angepackt hat?

Endlich nimmt er ſein Manuſkript wieder in die Hand. Er lieſt es langſam; gleichſam, als wenn er ein fremdes Werk ſtudierte. Gleich der erſte Satz kommt ihm ſo unbeholfen, ſo holperig vor. Je weiter er kommt, deſto kühler wird ſeine Stimmung, deſto größer ſeine Enttäuſchung.

Nein! In der Form iſt ſein Werk unbrauchbar. Er muß es von Grund aus umarbeiten. Er muß es friſcher, lebendiger, entſchiedener formen. Vor allem einen ganz anderen Anfang erfinden, der den Leſer ſofort in das Thema hineinführt. Mit einem Griffe muß das geſchehen.

Wenn er nur den Anfang hätte! Das Weitere machte ihm keine Sorge. Er läuft dem „Anfang" einige Tage nach, ſetzt ſich an den Schreibtiſch und findet nicht das Richtige. Beginnt einige Sätze und ſie kommen ihm ſchwächlich vor. Einfach mißlungen. Er knittert das Papier zornig zuſammen und wirft es in den Papierkorb.

Wie ſoll man auch ſchreiben können, wenn man keine Ruhe hat! Muß denn die Konſervatoriſtin im dritten Stock gerade jetzt die Waldſteinſonate üben? Gerade um die Stunde, wo er in Stimmung iſt, zu ſchaffen.

Es iſt wie verhext. Ein eigenes Verhängnis. Wann er ſchreiben will, wird er geſtört. Bald erſcheint ein Freund, um ihn zu beſuchen, bald ſind es häusliche Ungelegenheiten, die ihm in die Quere kommen. Soll er denn gar nicht imſtande ſein, ſeine Arbeit ungeſtört zu Ende zu bringen?

Eines Abends fühlt er „beſtimmt", daß ihm das große Werk gelingen wird. Er ſetzt ſich nach verſchiedenen Vorbereitungen an

den Schreibtisch, füllt das Tintenfaß in umständlicher Weise, sucht sich vorsichtig eine neue Feder aus, richtet sich die weißen Bogen in gewohnter Weise zurecht und beginnt.

Unglaublich, wie schwer es ihm diesmal fällt, den ihm vorschwebenden Anfang zu finden! Vielleicht zehnmal beginnt er und immer wieder wirft er zornig und mißmutig ein zerknülltes Papier in den Korb. Er verzweifelt schon, daß es ihm überhaupt gelingen werde. Er steht auf und läuft mit großen Schritten erregt im Zimmer auf und ab, leise Worte vor sich hinsprechend, fast singend.

Plötzlich durchzuckt es ihn wie ein feuriger Gedanke. Jetzt hat er den lange gesuchten Anfang! Er schreibt ihn in unleserlichen Zügen auf das Papier, wobei er einzelne Worte, einzelne Buchstaben ausläßt. Und nun geht es einmal wie in einem unaufhaltsamen Strome vorwärts. Seine Feder rast über die weißen Bogen. Er wird müde, seine Finger krampfen sich schon zusammen, sein Rücken schmerzt. Er hört nicht auf. Er muß die Stimmung ausnützen, so lange es nur möglich ist. Wer weiß, wann er wieder so leicht arbeiten kann!

Es ist schon sehr spät, als er endlich infolge seiner physischen Erschöpfung aufhört. Aber er ist überglücklich. Jetzt ist er seiner Sache sicher. Jetzt weiß er, daß sein neues Werk alle seine Leser besiegen wird. Morgen will er noch die letzten Seiten schreiben, in aller Ruhe und nicht so gehetzt. Das Werk soll mit einem vollen, kräftigen Akkorde ausklingen.

Er gönnt sich kaum einige Stunden der Ruhe. Bis in den Traum verfolgen ihn die Gestalten seiner Dichtung. In den ersten Morgenstunden eilt er wieder an seine Arbeit. Er setzt es fort, als hätte er gar nicht aufgehört, zu schreiben. Dann legt er die Feder stolz bei Seite.

Das alte Spiel zwischen überschwänglicher Hoffnung und zweifelndem Versagen beginnt aufs neue, bis er endlich die Geduld verliert und das Werk bei Seite legt. Aber er ist endlich mit sich zufrieden. Er läßt in nervöser Hast die Reinschrift besorgen. Denn seine flüchtige Schrift kann kein Verleger, kein Redakteur, kein Dramaturg lesen. Und zu einer Reinschrift reichen seine Kräfte

nicht aus. Er lebt schon in neuen Schöpfungen, ehe er mit den alten fertig ist. Er drängt das Fräulein von der Schreibmaschine, die Arbeit so rasch als möglich zu erledigen. Es sei sehr dringend. Er dürfe keinen Tag verlieren. Er ist deshalb der Schrecken aller Schreiberinnen. Er hat es immer sehr eilig, als ob er es versäumen würde, den Ruhm zu erjagen, als ob ein Tag für ihn die Entscheidung seines Glückes bedeuten würde. Er vergißt die vielen Tage, die er im Kampfe mit seinem Werke verbrachte. Er lechzt nach einer Entscheidung, nach der Anerkennung seiner Leistung von den andern, für die er schreibt. Er braucht eine kräftige Resonanz, um neu schaffen zu können. Er zweifelt an sich und seinem Können und muß durch das fremde Lob das verlorene Vertrauen zu sich neu aufbauen.

Endlich hat er sein säuberlich geschriebenes Werk in Händen. Er unterzieht es einer neuerlichen genauen Durchsicht. Dann übersendet er es dem Richter. — —

Nun beginnen für ihn die Tage der Qual. Er zählt die Stunden, die ihn von der Entscheidung trennen. Er wartet ängstlich auf den Briefträger, der ihm die Antwort bringen soll. Wenn diese zu lange auf sich warten läßt, so drängt er erst höflich, dann immer entschiedener auf eine Entscheidung.

Jetzt müssen die „Kerle" schon längst seine Arbeit gelesen haben. Am Ende ist sie gar verloren gegangen? Oder hat man sie einfach vergessen? Er muß sich nochmals in Erinnerung bringen Er hat doch ein Recht darauf, daß seine Werke schnell gelesen werden. Er ist ja nicht der erste beste Schmierer, dessen Ergüsse jahrelang in Schreibtischladen schlummern, ehe sie mit dem obligaten Vermerk: „Wir bedauern" usw. zurückgeschickt werden.

Während dieser Zeit des Wartens ist er zu jeder neuen Arbeit unfähig. Er muß erst wissen, wie andere über seine letzte Leistung denken. Jedesmal, wenn es läutet, schrickt er zusammen. Sein Herz klopft so heftig, als stünde ihm eine große Entscheidung bevor.

Endlich kommt die Erlösung. Hat sein Werk gefallen, so jubelt er auf und macht sich gleich mit tausend neuen Plänen zu schaffen. Erhält er sein Manuskript zurück, so heuchelt er sich am

liebsten Gleichgültigkeit vor oder er schimpft über die Kritiker, die nichts verstünden. Es sei wirklich gar nicht der Mühe wert, etwas Ordentliches zu leisten, zu feilen, zu überlegen, seine Kraft im Kampfe mit seinen Gedanken aufzureiben.

Einen „Schund" müsse er jetzt schreiben. Der werde gewiß überall Enthusiasmus erregen. Er sei ein Narr, daß er es nicht macht wie die anderen, die blindlings etwas herunterschmieren. Heutzutage gelte nicht mehr das Kunstwerk, nur die Mache!

Er verfällt ins Extrem und hört auf zu feilen und zu überlegen. Schreibt, wie es ihm gerade in die Feder kommt. Allein, es ist wider seine Natur. Es geht nicht, beim besten Willen nicht.

Er weiß jetzt ganz genau, was an seinem Ungemach schuld ist. Er hat sich zu sehr angestrengt. Er hat seinem Gehirn zu viel zugemutet. Er ist übermüdet und abgespannt. Sind ihm nicht in letzter Zeit Worte entfallen, die ihm auf der Zunge gelegen und die er trotzdem nicht finden konnte? Mit Schrecken merkt er, daß sein Gedächtnis abgenommen hat. Er fühlt es jetzt ganz bestimmt. Er wird *geisteskrank* werden. Er wird das Los so vieler geistiger Arbeiter teilen.

Diese Befürchtung wird ihm fast zur Gewißheit. Hat seine geistige Kraft nicht bedenklich abgenommen? Wie wäre es sonst gekommen, daß man eines seiner Werke nicht angenommen hat?

Doch schon am nächsten Tage ist er eitel Wonne und Seligkeit. Sein Werk ist von einem anderen Richter geprüft und gut befunden worden.

Bald beginnen neue Qualen: Was die Kritik dazu sagen wird? Wird man nicht ein Nachlassen seiner Schöpferkraft konstatieren? Soll er nicht in letzter Stunde seinen Entschluß ändern und das Werk zurückziehen?

Ach! Seine ewige Sorge ist es, daß er nicht zurückbleibt daß er von den „Jungen" nicht überflügelt wird, daß man ihm nicht vorwirft, er verstünde seine Zeit nicht, er sei veraltet, er sei nicht modern! *Modern* sein, das ist sein höchstes Streben. Mit jedem neuen Werke seine Daseinsberechtigung als Dichter zu beweisen.

iſt ſeine unabläſſige Qual. Von den anderen nicht beiſeite gedrängt zu werden, iſt der Angſtſchrei ſeines gefolterten Herzens.

Dann kommen ſie wieder über ihn, die Tage, da er an ſich verzweifelt und da ihm nichts einfällt, wo ihm die Stimmung zum Schaffen nicht erſcheinen will, die er ſo ſehnſüchtig erwartet.

So trägt er alle Symptome der Neuroſe in ſeine *Kunſt*: ſeine Zerfahrenheit, ſeinen Neid, ſeine Ungleichmäßigkeit, ſein mangelndes Selbſtvertrauen und ſeinen hypertrophiſchen Größenwahn, ſeine ſchweren Lebenskämpfe, in denen ſich Begierden und Hemmungen, Pflicht und Verlangen gegenüber ſtehen. Er kennt nicht die Freuden des erkämpften Sieges. Ruhelos hetzt er ſich von Sorge zu Sorge; von Qual zu Qual....

Das iſt nur *eine* Variation des nervöſen Dichters; allerdings die am meiſten verbreitete. Es gibt deren zahlloſe, wie es zahlloſe Variationen der Neuroſe gibt.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob die Neuroſe nicht die Bedingung des Schaffens, ja überhaupt das Schaffen ſelber wäre. Der Unterſchied zwiſchen dem *nervöſen* und dem *normalen* Dichter iſt leicht zu entdecken. Ein jedes Schaffen ſtützt ſich auf neurotiſche Elemente.*) Aber der wirkliche Künſtler weiß ſich von ſeinen Lebensqualen zu erlöſen, gerade dadurch, daß er ſie in Kunſtwerke umgießt. Aus den Tiefen ſeines Unbewußten ſchleudert er ſeine pſychiſchen Konflikte wie ein Vulkan in die Außenwelt und befreit ſich ſo von übermäßigen Spannungen. Der nervöſe Schriftſteller verſtärkt ſeine Neuroſe durch ſein Schaffen, er trägt ſeine Krankheit in ſeine Werke. Er iſt eigentlich kein nervöſer Dichter, ſondern ein *dichtender Nervöſer*.

*) Ich habe dieſe Zuſammenhänge ausführlich in meiner Abhandlung „*Dichtung und Neuroſe*" beſprochen. (Grenzfragen des Nerven und Seelenlebens, Nr. 65. Verlag von J. F. Bergmann. Wiesbaden.)

Der nervöse Arzt.

Eigentlich hätte er gar kein Arzt werden sollen. Er weiß es selbst nicht, warum er gerade diesen Beruf gewählt hatte. Wie oft war er schon nahe daran, auf den Doktorshut zu verzichten und sich ein anderes Brot zu suchen. Schon als junger Mediziner empfand er beim Betreten des Sezierſaales alle Schauer dieſer Welt, mußte er Ekel und Abneigung niederkämpfen, um die vorgeſchriebenen Übungen zu Ende führen zu können.

Und ſpäter, war es da beſſer? Zitterte er nicht im Hörſaal der Chirurgie, als der berühmte Meiſter mit ſicherer Hand in die Tiefen des menſchlichen Körpers drang? Bebte er nicht vor Mitgefühl, wenn der Profeſſor der inneren Medizin einen wiſſenſchaftlichen, eingehenden Vortrag über einen unheilbaren Kranken vom Stapel ließ, während der Kranke geſpannt zuhörte, um durch irgendein aufgefangenes Wort die Wahrheit über ſeinen Zuſtand zu erfahren?

Leicht war ihm dieſes Studium nicht angekommen. Alle ſchrecklichen Krankheiten, deren Symptome er kennen lernen mußte, er hatte ſie in der Einbildung am eigenen Leibe durchgemacht. Er war lungenkrank, als er die Lungenkrankheiten, herzkrank, als er die Herzkrankheiten ſtudierte. Er ſchleppte ſich eine Zeitlang mühſam durch den Hof des Krankenhauſes wie ein Rückenmarkskranker. Aber die ganze Hölle der Angſt erfüllte ihn, wenn er die Freuden der Liebe gekoſtet hatte. O, wie fluchte er dieſem Wiſſen, das ihm die kargen Wonnen des Daſeins raubte, oder ihnen zumindeſt einen bitteren Nachgeſchmack verſchaffte.

Es war ſchon ſein Schickſal, ſich alles, alles ſchwerer zu erkaufen als die gewöhnlichen, nüchternen Kollegen. Wie mühſam kämpfte er ſich zum Doktorshut durch! Während ſeine Freunde das Leben in vollen Zügen genoſſen, dachte er immer an die Zukunft und machte ſich allerlei Sorgen. Alle älteren Kollegen klagten über

die ſchrecklichen Zeiten, über Überfüllung, über Undank der Patienten, über die Mühſale des Berufes, der kaum das Kargſte abwarf. Alle dieſe Schreckniſſe ſtanden ihm bevor. Wo ſollte er beginnen? Wie den Anfang machen?

Endlich verſuchte er es in der Großſtadt. Ein ſchüchterner Anfang. Er ſteckte gewiſſermaßen nur vorſichtig die Fühler aus. Siehe da — gegen ſeine Erwartung ging es ganz gut, und er könnte heute der glücklichſte Menſch der Welt ſein, wenn er nicht ein „nervöſer Arzt" wäre.

Ein jeder Arzt hat bei unheilbaren oder ſchweren Fällen ſeine Stunden, in denen ihn Zweifel plagen, in denen er an ſeiner Kunſt und ſeinem Können zu verzweifeln ſcheint. Bald jedoch tritt eine Reaktion ein. Er denkt an die Zahlloſen, deren Schmerzen er gelindert, deren Beſchwerden er behoben, deren Gefahren er vorgebeugt hat, und gewinnt neue Kräfte für ſeine ſchweren Aufgaben. Der nervöſe Arzt hat es in jeder Hinſicht ſchlechter. Er ſieht Gefahren, die gar nicht vorhanden ſind; er kämpft einen ewigen Kampf gegen die Schreckgebilde ſeiner Phantaſie. Beſonders in den erſten Jahren ſeiner Praxis iſt er der unglückliche Peſſimiſt, der überall die ſchwerſten Komplikationen befürchtet und ſeine ſchwer geheuchelte Ruhe mit ſchlafloſen Nächten bezahlt. Eine einfache Halsentzündung imponiert ihm als das Anfangsſtadium einer tückiſchen Diphteritis; ein leichtes Erkältungsfieber mit Kopfſchmerzen als eine Gehirnhautentzündung; ein verdorbener Magen als ein Typhus uſw.; kurz, ſein Wiſſen und ſeine Gelehrſamkeit führen ihm am Krankenbette alle traurigen Möglichkeiten vors Auge, Möglichkeiten, die hie und da vorkommen — es gibt eigentlich keine ungefährliche Krankheit —, aber nach den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit hier gar nicht in Frage kommen. Schließlich kann einem auf der Gaſſe auch ein Unfall paſſieren! Der nervöſe Arzt ſetzt ängſtliche Kranke leicht in Schrecken, da er ſich ſchlecht verſtellen kann und ſein ernſtes Geſicht ſeine geheimen Befürchtungen verrät. Kranke ſind ja die beſten Pſychologen, wenn es ſich um ihren eigenen Körper handelt.

Was ihm dieſe unangenehme Eigenſchaft auf der einen Seite ſchadet, das nützt ſie ihm auf der anderen. Denn kein Arzt kann

es allen Kranken recht machen. Die einen lieben einen ernsten, besorgten, die anderen einen fröhlichen, alles leicht nehmenden Jünger Äskulaps. Während er also bei den letzteren seine Rolle bald ausgespielt hat, wird er bei den ersteren zum großen Heilkünstler, dem man so oft die Lebensrettung zu verdanken glaubt. Denn wenn der angeblich so schwere Fall sich rasch bessert, so wird das auf Rechnung seiner Behandlung gesetzt, und seine Ängstlichkeit bringt ihm gute Zinsen. Auch sind Hypochonder unendlich dankbar, wenn man auf ihre Wahngebilde eingeht. Kommt es aber einmal in Wahrheit zu einer ernsten, schweren Krankheit, so hat er ja alles vorausgesehen, vom ersten Tage an geahnt. Da glänzt sein Ruhm als vorsichtiger Diagnostiker. Da verzehnfacht sich sein Eifer. Er lebt nur für den Kranken und wäre der beste Arzt, den man sich wünschten könnte, wenn — er nicht so ängstlich wäre.

Seine Ängstlichkeit spielt ihm da die schlimmsten Streiche. Er hat ein Medikament verordnet, nach reiflicher Überlegung angewendet, von dem er sich gute Wirkung verspricht. Kaum ist er zu Hause, so fällt es ihm ein, er könnte sich in der Dosis verschrieben haben. Ja — jetzt weiß er es gewiß. Er hat Zehntelgramm statt Hundertstel verschrieben. Mein Gott — wenn der Kranke nur nicht das Medikament schon genommen hat. Er fliegt in die Apotheke. Wie glücklich ist er, als er erfährt, das Medikament sei noch nicht geholt worden! Er läßt sich zitternd das Rezept zeigen — und siehe da, er hat die gewöhnliche, gebräuchliche Dosis in Hundertstelgrammen verordnet. Seine Befürchtungen waren wieder einmal — wie so oft in seinem Leben — nicht gerechtfertigt.

Aber schon beim Nachhausegehen ändert sich seine gehobene Stimmung. Es ist wohl wahr — er hat die gebräuchliche kleine Dosis des Heilmittels gegeben. Hindert das eine schädliche Wirkung? Kommen nicht Fälle vor, daß selbst kleine Dosen eine verderbliche Wirkung entfalten können, wenn der Kranke gerade gegen dieses Mittel eine Idiosynkrasie aufweist? Wie, wenn es gerade bei diesem Patienten der Fall wäre? Wenn die sogenannte paradoxe Wirkung eintreten und das Mittel dem Kranken mehr schaden als nützen würde?

Nein — er hätte lieber nicht Arzt werden sollen. Seine Ängstlichkeit raubt ihm den klaren Blick, das sichere Bewußtsein seiner zielbewußten Handlungen. Er ist jene Spezies von Ärzten, die ohne Professoren, Spezialisten und Konsilien nicht leben können. Er hat erst Ruhe, bis er durch den Ausspruch einer „Kapazität" die Grundlosigkeit seiner Befürchtungen erfahren oder den etwaigen Anschuldigungen der Familie vorgebeugt hat.

Der nervöse Arzt ist selten, man könnte sagen fast nie, ein Operateur. Er meidet alles, was rasches, energisches Handeln voraussetzt. Er wird entweder ein guter, vorsichtiger — o, wie vorsichtiger Kinderarzt, wobei die Ängstlichkeit der Mütter an seiner Verfassung ein psychisches Äquivalent findet. Oder er wird der richtige Internist, der sich durch seine weitblickenden Diagnosen einen berühmten Namen macht. Am häufigsten aber wendet er sich jenen Krankheiten zu, die er aus eigener Erfahrung so gründlich kennt: Er wird Nervenarzt.

Halt! Fast hätte ich vergessen, daß er auch Schriftsteller werden kann. Dann geht er unter die Enthüller und projiziert seine eigene Ohnmacht auf den ganzen Stand. Auf diese Weise entstehen die bekannten Enthüllungen, Tagebücher, Memoiren eines Arztes, die so viel Staub aufwirbeln. Es sind immer Bekenntnisse eines — nervösen Arztes, der zum Arzt nicht geboren war.

Der Raunzer.

Er iſt ſchon in der Kindheit unausſtehlich. Als Säugling zeichnet er ſich vor allen anderen Altersgenoſſen dadurch aus, daß er eigentlich immer ſchreit. Und wenn er ſchon ein halbes Stündchen ſchläft, ſo iſt es prinzipiell nur am Tage. Nachts jedoch beginnt er jämmerlich zu heulen, wird krebsrot, ſtrampelt mit den Beinen und dehnt ſeinen kleinen Bruſtkaſten ſo gewaltig, daß die erſchreckten Eltern glauben, dem Kinde werde etwas geſchehen. Er iſt wohl der Schrecken der Eltern, aber dafür der Segen unbeſchäftigter Ärzte, die bei jeder Gelegenheit gerufen werden, um feſtzuſtellen, welcher Art die Krankheit ſei, die dem Kinde ſo fürchterliche Schmerzen bereite. Denn wenn er keine Schmerzen hätte, ſo räſonieren die Eltern, würde er ja nicht ſchreien. Er verſchluckt ſchon in den erſten Lebensjahren eine Unzahl von beruhigenden Safterln, Latwergen, Abführmitteln, Windwäſſern und anderen den Apothekern ſehr nützlichen Ingredienzien.

Freilich, witzige Nachbarn meinen, das Kind ſei ein Raunzer oder bereite ſich ſchon frühzeitig auf ſeinen künftigen Beruf vor. Er werde irgendein Ausrufer höchſter Kategorie werden, etwa ein Volksredner, ein Gemeinderat oder gar ein Parlamentarier, der durch die Kraft ſeiner Stimme das wüſte Geſchrei der Oppoſition ebenſo machtvoll durchdringen werde, wie er jetzt in mitternächtigen Stunden ſämtliche Stockwerke des Hauſes beherrſche und tyranniſiere. Vorläufig entwickelt er ſich trotz ſeines chroniſchen Wehgeſchreies prächtig, und dem kleinen Bruſtkorb ſcheint die ausgiebige Lungengymnaſtik ſehr zu bekommen. Er wird größer und ſtärker, und die Macht ſeiner Stimme wird zum Schrecken ſeiner Umgebung. Indes alles nimmt ein Ende, und ſchließlich fügt er ſich in die von der Weltordnung vorgeſehene Tageseinteilung, allerdings nur notgedrungen.

Er wird größer, lernt die Sprache beherrſchen und benützt — ach! — ſeine neuen Kenntniſſe, um bei jeder paſſenden und

unpaſſenden Gelegenheit zu raunzen. Ein ſchiefer Blick der Mutter, eine ſanfte Ermahnung des Vaters, ein größeres Butterbrot ſeines Bruders oder eine harmloſe Bemerkung ſeiner Schweſter genügen, um ihn in die tiefſte Verzweiflung zu bringen. Sein freundliches Geſicht legt ſich in Falten, ſein Mund verzerrt ſich und er beginnt unter Mithilfe der ſtets dienſtbereiten Tränendrüſen ſo ſchrecklich zu weinen, als wäre er in ſeinen heiligſten Gefühlen verletzt worden und empfinde brennende ſeeliſche und körperliche Schmerzen. Er iſt unglücklich, wenn er keine Gelegenheit zu raunzen hat, und zieht ſie bei den Haaren herbei, um ſeinem inneren Drange Genüge zu leiſten. Dann kann es ihm paſſieren, daß er von dem erzürnten Vater eine Tracht Prügel erhält mit der populären Motivierung, er möge wenigſtens wiſſen, warum er weine. Natürlich ſteigert das ſein Geheul bis zu jenen extremen Graden, die Homer als Schrei Hektors dahin kennzeichnete, daß zehntauſend Krieger ungefähr vereint eine ſolche Stimmkraft entfalten würden. Ein richtiger Raunzer heult in den kritiſchen Momenten ſeines Lebens auch für zehntauſend gewöhnliche Kinder.

Die Erfahrungen unſerer Kindheit beſtimmen unſer Leben. Wer da glauben würde, der Raunzer ändere ſich in ſpäteren Jahren, der hat noch nie einen richtigen Raunzer beobachtet. An ſeiner Wiege muß die Fee Unzufriedenheit geſtanden ſein und ihn leiſe mit ihrem welken Finger geſtreift haben. Er bleibt ſein Lebelang ein Raunzer. Allerdings ändert ſich die Form mit der Entwicklung gewaltig. Er wird ein Unzufriedener, ein Nörgler, ein mit der Welt Zerfallener, ein Kritiker, ein Oppoſitioneller, ein Peſſimiſt, ein Anti in jeder Form. Im Grunde genommen ein ewiger Raunzer. In der Mittelſchule ſieht er ſich von ſeinen Lehrern verfolgt, die Profeſſoren X und Y haben einen Pick auf ihn, ſeine Kollegen ſekieren ihn, er habe immer Pech.

Überhaupt! Er iſt der typiſche Pechvogel, weil er ſich naturgemäß alle Fälle, wo er Glück gehabt hat, nicht merkt und die Fälle, wo ihm etwas mißglückt iſt, durch ausgiebige Raunzerei gewiſſermaßen zum ewigen Gedächtnis fixiert. Das Bewußtſein ſeines beſonderen Pechs raubt ihm jene Sicherheit, die allein den

Erfolg garantiert. So wird die Raunzerei die Ursache seines Pechs. Als Erwachsener gehört er zu jener Gattung von Menschen, die es als ihre Hauptaufgabe betrachten, sich und anderen Sterblichen das Leben zu versauern. Schon früh morgens ist er unzufrieden, weil er schlecht geschlafen hat oder weil das Wetter schlecht ist. Oder weil er heute etwas besonders Schweres vorhat. Natürlich ist der Kaffee zu kalt oder der Tee zu stark, der Kakao zu bitter und die Milch ganz sauer. Er eröffnet sein Tagewerk mit einer ausgiebigen Raunzerei über die Schwierigkeiten des Daseins. Dann macht er sich an seine Arbeit, die natürlich für ihn die Hauptquelle der Raunzerei bildet. Ist er ein Arzt, so ist er ewig unzufrieden, unzufrieden, wenn er wenig zu tun hat, unzufrieden, wenn er viel zu tun hat, unzufrieden mit sich, mit den Klienten und mit der ganzen Welt. Auf die Medizin schimpft er natürlich bei jeder Gelegenheit und behauptet, er würde lieber Schuhe sohlen, als Rezepte schmieren, wenn er nur davon leben könnte. Als Beamter ist er der am meisten Angestrengte und nie genug Gewürdigte. Keiner hat so viel zu tun wie er, keiner trägt eine solche Verantwortung, bei keinem stürmen so viel Ereignisse auf einmal auf den armen Kopf los. In der Politik blühen ihm die schönsten Erfolge. In dem allgemeinen Jammer über das allgemeine Elend ist er ein anerkannter Stimmführer, wobei ihm seine in der Jugend erworbene Lungenkraft selbstverständlich zustatten kommt. Da die meisten Menschen im Grunde genommen mit dem, was sie erreicht haben, unzufrieden sind, so ist der Raunzer als Politiker eines großen Erfolges und Anhanges sicher. Wer heute sich erlauben würde, den Menschen zu erzählen, es gehe ihnen im Grunde genommen gar nicht schlecht und sie lebten in der besten aller Welten, der wäre bald mit seiner politischen Karriere fertig. Der Raunzer dagegen, der der allgemeinen Mißstimmung, die gewiß in zahllosen Fällen berechtigt ist, beredten Ausdruck verleiht, reißt durch die Naturwahrheit seines Gejammers und durch die suggestive Kraft seiner Klagen das Auditorium mit sich fort und wird mit Begeisterung zu führenden Rollen ausersehen, wo er als eine Art Oberraunzer nach seinen Kräften in das Getriebe der großen Ereignisse eingreift.

Mag er noch so hoch steigen, er verleugnet den Raunzer niemals. Bringt ihm das Leben Glück, Geld, Ruhm, Erfolg, so wird er trotzdem nicht aufhören, zu raunzen. Er findet tausend Ventile, durch die die Spannkraft seiner Unzufriedenheit zischend entweichen kann. Eine Klage steht ihm ja immer zur Verfügung: die über seine Gesundheit. Er ist ein unverbesserlicher Angstmeier, dessen aus dem Konversationslexikon oder aus der Zeitung erworbene Kenntnisse ihm immer wieder aufs neue das Schreckbild einer Krankheit heraufbeschwören. Es sticht ihn, es brennt ihn, es beißt ihn, es juckt ihn, es reißt, es zieht, es zuckt bald hier, bald dort. Bald fühlt er das Fieber in heißer Glut, bald empfindet er die Trägheit seines Stoffwechsels durch allerlei beunruhigende Symptome.

Er erschreckt den Arzt durch die Fülle seiner Klagen, für die sich keine organische Grundlage nachweisen läßt. Er ist der Mann mit den Papieren, wie ihn Charcot genannt hat, der sich fürchtet, er könnte in der Aufregung eine der Klagen vergessen haben. Was er in der Jugend versprochen hat, das hält er im Alter. Er ist die ewige Beute der Ärzte, Apotheker, Heilanstalten, Kurorte, der marktschreierischen Annoncen, der Wunderheilmittel, der Kraft und Gesundheit bringenden Lebenselixiere und Nährheilmittel, der blutreinigenden Pillen und der modernsten chemisch-bakteriologisch-mechanisch-therapeutisch-physikalisch-diätetischen Methoden. Er probiert als Erster die Wirksamkeit der Röntgenstrahlen, des Blaulichtes, des Radiums, der Kathoden- und Anodenstrahlen usw.

Dabei ist er der Schrecken aller, die von ihm leben. Denn kein Mittel der Erde ist imstande, gegen den aus unbewußten Quellen stammenden Hang zur Raunzerei aufzukommen. Er ist immer unzufrieden, schimpft über die Ärzte ebenso wie über die Naturheilkundigen, die ihr Glück mit ihm versucht haben. Findet die Kost in den Sanatorien miserabel, das Leben in den Kurorten unerträglich, den Geschmack der Mittel greulich, und wenn er schon mit einer Krankheit fertig ist und trotz seines ewigen Raunzens doch geheilt wird, so hat er bald eine andere bei der Hand. Dadurch unterscheidet er sich eben vom Hypochonder, dem *eine* bestimmte Angstvorstellung das Leben verbittert. Der Raunzer weiß sich täglich eine andere herauszusuchen.

Er muß, wenn er schon mit Aufgebot aller Kräfte seine Neigung zur Raunzerei beherrscht, irgendein Gebiet haben, wo er sich gehörig ausraunzen kann. Sehr häufig ist es das Spiel. Der Raunzer ist der gefürchtetste Partner bei jedem Kartenspiel. Ist er um einige Points zurück, so jammert er aus Leibeskräften über sein verteufeltes Pech. Er dreht die Tafel um und schreibt auf der anderen Seite, beschuldigt seine Vorhand, sie teile ihm nie ein rechtes Blatt aus, argwöhnt, daß seine Partner sich beim Mischen die besten Karten zuteilen, und erklärt schließlich am Ende des Spieles, wenn er einige Heller verloren hat, es sei das letzte Mal, daß er in dieser Gesellschaft, in diesem Kaffeehause Karten spiele. Er nimmt sich vor, überhaupt nicht mehr zu spielen. Bei seinem ausgesprochenen Pech sei er die „aufgelegte" Wurzen für alle anderen. Selbstverständlich sitzt er am nächsten Tage wieder bei seiner Kartenpartie, denn er wäre ja unglücklich, wenn er sich hier nicht nach Herzenslust ausraunzen könnte.

Die unparteiische Leserin wird sich gewundert haben, daß ich bisher nur von Raunzern und nicht von Raunzerinnen gesprochen habe. Das hat einen ganz besonderen Grund. Bei den Frauen fällt die Raunzerei gar nicht auf, da so ziemlich alle weiblichen Wesen mit dieser lieblichen Gabe ausgestattet sind. Der männliche Raunzer ist eigentlich nur eine Frau in Hosen. Ich hoffe, meine treuen Leserinnen werden darüber nicht ungehalten sein und zu raunzen beginnen, denn damit würden sie nur beweisen, daß ich recht habe, und eine Frau, die freiwillig einem Manne recht gibt, ist noch nicht geboren worden.

Würde mir *eine* zugestehen, daß die Mütter daran schuld sind, wenn ein Mann zum Raunzer wird? Daß ihre übertriebene Zärtlichkeit, ihre fürsorgliche Ängstlichkeit von den Kindern instinktiv geahnt, gefühlt und ausgenützt wird, daß ihr gutes Mutterherz die Raunzerei geradezu herausfordert? Daß die Fee, die das Kind so verzaubert hat, eigentlich die Überliebe, die maßlos vergrößerte Zuneigung ist? ...

Doch jetzt fange *ich* über die Mütter zu klagen an! Und das fehlte noch, daß man mich einen Raunzer nennen würde. — —

In den Hundstagen.

Es iſt einfach unerträglich! Auf der ſonſt ſo ſchattigen Kaffeehausterraſſe iſt es auch nicht zum Aushalten. Der kurze Moment, da das Gefrorene eine angenehme Kühlung vortäuſchte, iſt vorüber. Ich bin nicht imſtande, zu leſen. Ich habe nur einen Wunſch: Kühlung, Kühlung, Kühlung!

Träge gehe ich nach Hauſe. Langſam ſteige ich die Stiegen hinauf, ſeufze, puſte, keuche und wiſche mir den Schweiß von der Stirne. Im Zimmer iſt es noch am kühlſten. Die Fenſter feſt geſchloſſen, die Vorhänge heruntergelaſſen, ein angenehmes, trauliches Halbdunkel. Schon ſind Rock und Weſte ausgezogen und ich liege auf der Ottomane, unfähig zu denken, jeder Gefühlsbewegung beraubt, eine lebloſe Maſchine, ein willenloſes Werkzeug der Hitze.

Ah!... Hier iſt's noch am angenehmſten. So hindämmern zu können, wunſch- und gedankenlos, das iſt noch das Beſte. Allmählich komme ich zum Bewußtſein. Es iſt nicht das klare Bewußtſein des wachen, forſchenden Geiſtes. Es iſt wie eine halbe Hypnoſe, wie ein lethargiſcher Zuſtand eines Morphiniſten. Was denke ich, was träume ich? Ich weiß es nicht.

Plötzlich ſchlägt die Uhr vier tiefe, in der Stille geradezu unheimliche Töne. Vier Uhr! Und um dreiviertel fünf geht der Zug, der mich zu den Meinen bringen ſoll. Da gibt es kein Beſinnen. Raſch bin ich angezogen, ordne das Notwendigſte an und ſtürze auf die Straße. Dieſes Glück! Gerade hält die Elektriſche vor meinem Hauſe. Wenn alles klappt, kann ich den Zug noch erreichen. Mitten zwiſchen zwei Halteſtellen bleibt der Motorwagen ſtehen. Was iſt denn geſchehen? Alles ſpringt auf, blickt zum Fenſter hinaus, eilt auf die Straße. Schon ſammelt ſich eine große Menſchenmenge an, der Kondukteur ruft nach dem Wachmanne, man hört verſchiedene Schimpfworte, erregte Geſpräche, widerſprechende

Meinungen. Der Motorwagen ist an einen schwerbeladenen Lastwagen angefahren; dessen Hinterräder sind gebrochen, plump liegt er auf den Schienen, eine Weiterfahrt ist vorläufig unmöglich. Fluchend und brummend verlassen die Fahrgäste den Wagen. Ich halte mich nicht länger auf und eile zur nächsten Stadtbahnstation. Zum Glück ist sie ganz in der Nähe. Rasch ist die Karte gelöst und ich eile die Stufen hinunter. Quietschend und stöhnend fährt der Zug in die rußige Halle ein. Wie rasch ich die Treppen hinunterfliege, um auf den letzten Waggon zu springen! Es war höchste Zeit; der Zug war schon in Bewegung. Glückselig sitze ich im Wagen und fächle mir mit der Zeitung Kühlung zu. Es ist unerträglich heiß da drinnen. Alle Fenster sind geschlossen. Ich gehe auf ein Fenster zu und versuche es zu öffnen. Heftiger Protest aller Anwesenden. „Es zieht!" meint eine alte Frau, „und man kann sich eine schwere Krankheit holen."

„Lassen S' das Fenster zu," meint ein vierschrötiger, wohlgenährter Mann — wahrscheinlich ein Selcher oder Fleischhauer —, „lassen S' das Fenster zu, es kommt eh nur Ruß und Schmutz eina; segen S' denn net, wie die Sitz' ausschau'n? Besser dö Hitz'n, wie der Rauch und der Schmutz!"

Resigniert sinke ich auf meinen Sitz zurück. — Jetzt ist's mir schon alleseins. Ich könnte mich mit der größten Gemütsruhe dünsten, dampfen, braten und brennen lassen . . .

„Hauptzollamt!" schreit der Kondukteur. Fast hätte ich's verschlafen. Ich dränge mich rasch zum Wagen hinaus, springe über die Treppe, eile atemlos über den langen Korridor, jage hüpfend die Treppen wieder hinunter, mit mir eine ganze Menschenmenge, alle gleich mir eilend, aus Angst, sie könnten den „Anschluß" versäumen. Natürlich ist der Zug noch gar nicht da. Fünf Minuten dauert es, bis er einfährt und wir uns in nervöser Hast auf ihn stürzen. Die Schattenseite ist selbstverständlich dicht besetzt und so bleibt mir nichts anderes übrig, als mich zur Abwechselung wieder von der Sonne bescheinen und erwärmen zu lassen. Wenn ich nur einen besseren Platz hätte. Neben mir sitzt eine dicke Kräutlerin, die mir den letzten Rest von Bewegungsfreiheit und den Anteil an der

Atemluft raubt. Endlich Meidling. Wieder ein raſcher Sturmlauf über Treppen hinauf, bis ich oben auf die Brücke komme. Da trifft mich unerwartet wie ein Gruß aus einer ſchöneren Welt ein kühlerer Luftzug. Ich bleibe oben ſtehen, erfreut, beſeligt, neugeboren, und bade mich in der angenehmen Kühle. An mir haſten und laufen die Menſchen vorüber. Ich bin unfähig, mitzulaufen und mitzuhaſten; ich muß einen Moment ſtehen bleiben und dieſe herrliche Kühle genießen.

Der Zug dampft davon. Mir iſt es gleichgiltig. Ich würde dieſen erfriſchenden Platz auf der Brücke nicht um den beſten Zug der Welt hergeben. Wie dieſe Menſchen an mir vorbeilaufen! Atemlos, keuchend, ſich drängend, ſtoßend, wie benommen von dem einen Gedanken, nur vorwärts zu kommen: Opfer des Anſchluſſes.

Merkwürdig, wie das von der Brücke ausſieht. Es ſind lauter Männer, die zu ihren Frauen und Kindern eilen. Die meiſten ſchwerbepackt mit Koffern, Schachteln, Paketen, Düten, Büchern, Zeitungen. Lauter Männer! . . .

Nein, da kommt eine Dame. Elegant, in einer weißen, duftigen Sommertoilette mit durchbrochenen Ärmeln, halsfrei, langſam und gemütlich die Stufen emporſteigend. In der einen Hand ein kleines Geldtäſchchen, in dem die Karte ſteckt, in der anderen einen ſpitzenbeſetzten, hellweißen Schirm, rauſcht ſie an mir vorüber, langſam, gemächlich, mit der Schleppe, einen ungeheuren Staub aufwirbelnd und nicht verabſäumend, mich im Vorbeigehen mit einem halb forſchenden, halb koketten Blick zu ſtreifen.

Welcher Gegenſatz! Dort die ſich abmühenden Laſttiere der Ehe und hier die Königin des Hauſes, die Herrſcherin, die ſich lächelnd mit all dem Luxus ſchmückt, den ihr die raſtloſe Arbeit ihres Mannes bietet. Wie ſie gemütlich die Stufen hinunterſchreitet und mit einem eleganten Griffe das Kleid ſo zu raffen verſteht, daß es ſie im Gehen nicht hindert und die Schönheit ihrer Formen aller Welt zum Ausdrucke bringt. Was mag ihr daran liegen, wenn ſie einen Zug verſäumt? Zu ihren Kindern, wenn ſie welche hat, wird ſie noch zeitlich genug kommen . . . Wo mag ihr Mann jetzt dem Erwerbe nachgehen, welche Mühe mag er jetzt aufwenden, um dieſen Luxus beſtreiten zu können?

Wahrlich, eine solche Brücke ist ein Ort, wo man viel lernen kann. Sie öffnet dem Einsichtigen die Augen. Unaufhaltsam rast an mir die tolle Jagd der schwerbepackten Ehemänner vorüber. Im Geiste fahre ich mit ihnen, sehe, wie sie sich auf den Stellwagen stürzen, sehe, wie sie endlich spät des Abends in ihre Wohnung kommen, die halbschläfrigen Kinder umarmen, die Pakete niederlegen, die die Hausfrau kritisch mustert, wie sie den Rock ausziehen und sich auf der Terrasse oder im Garten niedersetzen und glücklich sind, ein Stündchen lang die kühle Abendluft zu genießen. Und nun lassen sie sich all die großen und kleinen Klagen des Tages erzählen. „Die Kinder waren einfach unausstehlich, du kannst dir gar nicht denken, wie sie mir heute zugesetzt haben. Du mußt viel strenger sein, wenn du herauskommst. Statt dessen küßt du sie, bringst ihnen noch Geschenke mit, dann sollen sie vor mir Respekt haben!"

Oder ... „Es war unausstehlich heiß, du kannst dir nicht vorstellen, was wir hier leiden, und diese Nachbarschaft! Das sind einfach unausstehliche Leute. Du mußt heute noch mit dem Hausherrn sprechen, daß er uns einen Teil des Gartens zu unserer alleinigen Benützung abtritt. Die Dritte: „Warum bist du nicht schwarz gekleidet, wie ich gebeten habe? Warum? Du weißt doch, daß heute der Unterhaltungsabend ist, auf den ich mich die ganze Woche so gefreut habe. Alle Herren kommen so elegant und ich muß mich deiner schämen, weil du immer in diesem verschossenen Arbeitsrocke erscheinst. Da bleibe ich lieber zu Hause. Da langweilt man sich die ganze Woche zu Tod, sitzt den Kindern zuliebe in diesem faden Neste und muß die einzige Zerstreuung, die man haben könnte, der Rücksichtslosigkeit des Gatten opfern. Hast du denn gar kein Einsehen!"

Ich muß diese Gespräche unwillkürlich laut gedacht haben. Denn plötzlich rief mir eine feine, hellklingende Damenstimme zu: „Doktor — haben Sie den Verstand verloren, daß Sie zu sich selber sprechen?"

Vor mir stand eine junge, hübsche Frau, die ich auf dem Lande kennen gelernt hatte. Sie wohnt in der Nachbarschaft, ist jung verheiratet und hat die Mitteilsamkeit aller jungen Frauen,

die sich glücklich fühlen und das Bedürfnis haben, ihr Glück in alle Welt hinauszuschreien. „Wollen Sie nicht mitgehen? Wir versäumen sonst den Anschluß. Worüber haben Sie denn nachgedacht? Sicher ein neues Feuilleton ausgeheckt. Darf man Sie um das Thema fragen?"

„Das Thema, meine Gnädige? Die Frauenemanzipation."

„Das ist abgedroschen. Können Sie uns denn darüber etwas Neues sagen? Und just die Brücke in Meidling haben Sie sich ausgesucht, um darüber nachzudenken?

„Das hat seine guten Gründe. Ich glaube, wer eine Zeitlang auf der hohen Brücke in Meidling gestanden, der wird verstehen, daß nur diejenigen nach Emanzipation schreien, der Frau einen Platz im öffentlichen Leben erobern wollen, für die kein Mann diese Brücke zweimal des Tages herauf- und hinunterrennt. Es sind Enterbte des Glückes, die keinen eigenen Sommersklaven haben, die ihren Schwestern das häusliche Königreich nicht gönnen. Und im Grunde genommen, wäre diese Bewegung eigentlich nur ein Fortschritt zu Gunsten der Männer."

„Wie meinen Sie das?"

„Stellen Sie sich vor, meine Gnädige, daß die diversen selbständig gemachten Damen diese täglichen Kletterübungen vollbringen würden, daß sie diese unzähligen Päckchen in die Sommerfrische hinausschleppen würden, und der Mann sie draußen, freudig gestimmt, lächelnd in einen leichten Sommerschlafrock gehüllt, die Pfeife im Munde, erwarten würde. Das wäre so ein ausgleichendes Stück Gerechtigkeit."

Die junge Frau war einen Moment lang nachdenklich gestimmt. Dann lachte sie hell auf und sagte:

„Sie haben mich auf eine Idee gebracht. Ich werde meinem Manne das Fahren mit der Stadtbahn verbieten und ihm ganz besonders auftragen, nie über die Meidlinger Brücke zu laufen. Er könne sonst auf so böse Gedanken kommen, wie Sie!..."

Und wie ich den Mann und die Frau kenne, wird er nie mehr im Leben über die hohe Brücke in Meidling laufen, und wenn er es schon tun sollte, so wird es seine Frau nie erfahren. Stehenbleiben wird er auf keinen Fall.

Müßige Menschen.

Irgendwo im tiefsten Winkel unsrer Seele rebelliert eine geheime Kraft gegen die Forderungen der Arbeit, die der Tag uns abringt. Dieselbe Kraft ist es, die uns manchesmal bei wichtigen Entschlüssen lähmt und uns gerade in den Momenten versagen läßt, in denen wir uns voll und ganz für unser Werk einsetzen sollten. Diese Kraft könnte man auch den Hang zur Faulheit nennen oder den Müßiggangstrieb. Es gehört eigentlich zu unsern nicht immer eingestandenen, aber trotzdem existierenden Idealen, eine Zeit zu erleben, in der man nicht mehr arbeiten muß. Es gibt ja Menschen, die sich weit über ihre Kräfte hinaus bemühen und roboten, um sich so viel zurückzulegen, daß sie einmal dem Müßiggangstrieb Genüge leisten können. Der französische Rentner ist die bekannteste dieser Typen. Auch lassen sich viele Leute zur Beamtenlaufbahn verlocken, weil sie sich auf die Zeit freuen, da sie in Ruhe und Muße die Früchte ihrer Arbeit genießen werden; sie träumen davon, daß sie dann ein neues Dasein beginnen werden und einmal ungestört ihren Neigungen werden leben können. Und je mehr sie ihr Beruf bedrückt und je schwerer sie unter den Forderungen des Tages keuchen, desto lieber stiehlt sich ihre Phantasie in eine freundliche Zukunft, da sie frei und unabhängig von fremden Einflüssen und fremdem Willen die Stunden verrinnen lassen werden, wie es ihnen und Gott gefällt.

Nun kommt man im Leben allmählich auf eine Weisheit, meistens auf sehr komplizierten und verschlungenen Umwegen, die man hätte längst finden können, wenn man sich nicht systematisch daran gewöhnt hätte, das Einfache und Selbstverständliche zu übersehen. Diese Weisheit lautet: Alles, was im Leben besteht, hat seine Existenzberechtigung und ist ein Produkt von Anpassungen und Erfordernissen, die der Mehrheit entsprechen. Der Einzelne mag

darunter leiden und ſich gegen dieſe Einrichtungen auflehnen. Der Mehrheit ſind ſie gewiß ein Bedürfnis. Dieſes Geſetz ließe ſich mühelos auf alle ſozialen Erſcheinungen anwenden, und manche ungeſtüme Weltverbeſſerer, die dem ungezwungenen Walten unbekannter Kräfte in das Handwerk pfuſchen wollten, könnten ſich dasſelbe hinter die Ohren ſchreiben. Es ſcheint nun zum Leben unbedingt notwendig zu ſein, daß die Menſchen durch Arbeiten und Sorgen in Schach gehalten werden, um überhaupt Glück zu empfinden. Das heißt, der echte Müßiggang kann nur die Erholung nach der Arbeit ſein, die ſüße Sorgloſigkeit nur das Ausſpannen nach den bitteren Tagen voller Sorge. Nun könnte man ja einwenden, nach einem arbeitsreichen Leben komme dieſe Erholung gerade recht und müſſe unbedingt wohltätig empfunden werden. Die ſo ſprechen, verwechſeln die Forderungen des Tages mit den Forderungen des Lebens. Die Phraſe vom „Abend des Lebens“ iſt eben nur eine Phraſe. Schwere Arbeit und drückende Sorge ſind in nicht allzu langen Zwiſchenräumen notwendig, um auf dem Wege des Kontraſtes den leichten Müßiggang und die heitere Sorgloſigkeit deſto angenehmer empfinden zu laſſen. Aber eben ſo ſchwer, wie eine Reihe ſchöner Tage zu ertragen iſt, ebenſo unangenehm wird ein in infinitum fortgeſetzter Müßiggang, und beſonders für Menſchen, die an Arbeit gewöhnt ſind.

Die Ärzte können dieſe Erfahrung ſehr häufig machen. Sie kennen Menſchen, die in den Jahren der Arbeit nicht mehr und nicht weniger geklagt haben als der Durchſchnitt der anderen Kranken, und mit ihren Los nur deshalb unzufrieden waren, weil ſie „zu viel“ zu arbeiten haben. Sie hören dann irgendeine Bemerkung, das würde noch ein paar Jahre dauern und dann könne man ſich zurückziehen. Sie merken auch, wie dieſe Sehnſucht nach dem Ausſpannen immer ſtärker und ſtärker betont wird, und ſchließlich erleben ſie die langerſehnte Zeit, da der erlöſte Menſch endlich ausſpannt. Doch nach ein paar Wochen oder Monaten der Zufriedenheit geht mit dieſen von der Arbeit erlöſten Leuten eine ſonderbare Veränderung vor. Sie kommen öfter zum Arzt oder laſſen ihn öfter rufen, als es früher der Fall geweſen. Sie fühlen ſich nicht wohl und entdecken allerlei Leiden, die ſie früher überſehen hatten. Da ſtimmt

etwas nicht mit dem Herzen, dort mit der Niere, bei einem versagt der Appetit, beim anderen gibt es Störungen des Schlafes. Die Klagen werden immer dringender und ungestümer. Der Arzt soll helfen, wo er doch nicht helfen kann. Die Kranken werden dann mit dem Arzt unzufrieden, behaupten, er verstünde sie nicht recht, laufen dann von Pontius zu Pilatus, wobei ihre Beschwerden immer komplizierter und ihre Unzufriedenheit immer größer wird. Schließlich werden sie mißmutig, kämpfen mit tiefen Verstimmungen, haben Todesahnungen, mit einem Wort: sie sind aus mehr oder weniger gesunden Menschen Hypochonder geworden. Sie haben nun endlich das Etwas, ohne welches sie eigentlich nicht leben können: Sorgen und Beschäftigung. Sie sind nicht gewöhnt gewesen, ohne Sorgen zu leben; sie sind nicht gewöhnt gewesen, die Funktionen ihres Körpers beobachten zu können, wenigstens nicht mit der Muße zu beobachten, wie sie ihnen jetzt zur Verfügung steht! Meldete sich früher eine leise innere Stimme der Besorgnis über den eigenen Gesundheitszustand, so wurde sie von dem lauten Lärm des Berufes übertönt und zurückgedrängt. Jetzt gibt es so viele endlose, freie, langsam verkohlende Stunden. Und das an rastlose Arbeit gewöhnte Gehirn braucht dringend Objekte, mit denen es sich beschäftigen kann. Da die äußere Welt nicht mehr zur Verfügung steht, wendet sich der suchende Blick nach innen und beginnt die kleine Welt zu durchforschen. Und wer forscht, der findet. Wo gäbe es einen Menschen, der vollkommen gesund ist? Irgendwo hat jeder seine schwachen Punkte. Aber manche Krankheit wird erst in dem Moment gefährlich, wo man auf sie aufmerksam wird. Und schon der weise Hypokrates hat gesagt: „Vielen ist das Wissen um ihre Krankheit gefährlicher geworden als die Krankheit selber."

Müßiggang ist auch eine Kunst, und will eben gelernt sein. Müßiggang kann nur eine angenehme Form der Arbeit sein. Es gibt reiche Leute, die keinen Beruf haben und trotzdem die Langeweile nicht kennen. Sie haben mit der Verwaltung ihres Vermögens zu tun. Sie interessieren sich für die schönen Künste, für Sport und Politik. Kurzum, sie trachten sich in irgend einer Form zu beschäftigen. Vielen ist die Wohltätigkeit andern gegenüber, das

Aufgehen in barmherzigen Werken, ein zweiter Beruf; es wäre keine Schande, wenn sie sich freimütig gestehen würden, daß sie sich damit die größte Wohltat erweisen.

Nie wird man unter schwer arbeitenden Menschen so komplizierte Neurosen finden, wie unter reichen Menschen, die keine Beschäftigung haben. Diese armen Reichen sind so ganz eingenommen von ihrer Krankheit, so eingesponnen in ihren Sorgen um das eigene Wohl, sie haben so kunstreiche Systeme gebaut, um sich das Leben erträglich zu machen, daß es sehr schwer fällt, sie auf den normalen Weg zurückzubringen. Es fehlt ihnen die Ablenkung durch die Arbeit und der kolossale Antrieb der Notwendigkeiten. Der eherne Imperativ des Lebens, das kategorische „Du mußt", diese Peitsche der dringenden Bedürfnisse, stachelt immer aufs neue die Energien des Nervösen auf und zwingt ihn zur Arbeit. So lang er noch arbeiten kann, hat er Hoffnung auf vollständige Genesung. Seine Neurose stört ihn, aber sie macht ihn nicht lebensunfähig. Seine eigentliche Erkrankung beginnt erst, wenn er nicht mehr arbeiten kann.

Auch da macht man eine merkwürdige Erfahrung. Man sieht Kranke jahrelang mit einer Neurose umhergehen, die aber arbeitsfähig sind und ihren Pflichten Genüge leisten. Plötzlich oder allmählich kommen sie auf die Idee, ein „längerer" Urlaub würde sie von ihren nervösen Beschwerden vollkommen befreien können. Sie setzen sich den Urlaub durch, befinden sich anfangs außerordentlich glücklich im Bewußtsein, nun endlich einmal etwas Ordentliches für sich zu tun, und freuen sich auf die kommenden schönen Tage voller Gesundheit. Und siehe da! Der Urlaub verstreicht und die Krankheit ist mittlerweile noch nicht gut geworden. Sie verlängern den Urlaub oder versuchen doch zu arbeiten und merken dann mit Schrecken, daß sie die Fähigkeit zur Arbeit verloren haben. Im Müßiggang liegt eine große Gefahr. Der Nervöse kann seinen Phantasien nachhängen, die ihn in eine eigene Welt versenken und für die trockenen Pflichten des Berufs untauglich machen. Solcher Menschen gibt es fast unzählige, so daß erfahrene Nervenärzte jetzt großen Wert darauf legen, die Kranken nicht aus ihrem Beruf

zu reißen, sondern sie im Berufe zu heilen. Auch betont man jetzt in den Sanatorien mit Recht den Nutzen der Beschäftigung der Kranken, der sogenannten Arbeitstherapie. Die Kranken müssen teils mit der Kur, teils mit irgendeiner Arbeit beschäftigt werden; sie dürfen nicht dazu kommen, die verlockenden heimlichen, ach so trügerischen Wonnen des Müßigganges auszukosten; sie dürfen nicht dazu kommen, über sich selbst zu forschen und über ihre Gesundheit nachzugrübeln.

Der Beispiele für den Wert der Arbeit ließen sich noch zahllose anführen. Jedermann kann sie ja im täglichen Leben beobachten. Man braucht nur um sich zu blicken und wird sie finden müssen. Wir sollten etwas vorsichtiger sein und einem Kranken gegenüber nicht gleich den bequemen Ratschlag bei der Hand haben: „Sie sollten einmal ordentlich ausspannen!" Auch sollten wir uns unsrer Grausamkeit gegen ältere Leute bewußt werden, die man von der gewohnten Arbeit verjagt, damit die jüngeren nachrücken können. Immer wieder kann man die Äußerung hören: „Der Alte hat schon genug gearbeitet, er könnte schon in Pension gehen, er könnte sich schon ein bißchen Ruhe gönnen." Für wie viele Menschen ist diese Ruhe die Ruhe des Friedhofes und geradezu ein Todesurteil. Sie hängen an ihrem Amte; sie hängen an ihrer Arbeit; sie hängen an ihrem Berufe; sie hängen an den Räumen, in denen sie gewirkt haben, an den Schülern, die sie belehren, an den Beamten, denen sie befehlen und gehorchen. Sie fühlten sich wie ein notwendiges Rad im kunstvollen Betriebe des Lebens, und plötzlich sollen sie ausgeschaltet und zum alten Eisen geworfen werden. Und sie sind gar nicht alt. Sie fühlen sich jung und arbeitsfreudig, und schämen sich ihrer Arbeitslosigkeit wie einer Sünde. Sie schleichen sich als Pensionäre durch die Welt mit dem bedrückenden Gefühle, geduldet zu sein; sie beginnen, sich zu beobachten, und werden schließlich krank, wie ich es bereits geschildert habe. Die Diagnose des Leidens ist einfach; sie heißt Arbeitslosigkeit. Und die Behandlung wäre eben so einfach, sie hieße Beschäftigung. In einzelnen Ländern ist es Sitte, daß pensionierte Beamte ihrer Stadt unentgeltliche Beamtendienste leisten. Sie sind Ehrenbeamte, und diese Einrichtung hat sich trefflich bewährt.

Darum trachte jeder, ſich bei Zeiten neben ſeinem Berufe eine zweite Welt zu bauen, die ihm zur Wohnſtätte dienen darf, wenn er beſchäftigungslos wird. Einen Garten zu pflegen, deſſen Schatten er genießen kann, wenn ſich die Schatten des Lebens auf ihn herabſenken. Wir brauchen neben unſerm Beruf noch einen oder einige geheime Berufe. Es gibt nämlich glückliche Menſchen, für die der Tag immer zu kurz iſt und die niemals die tödliche Langeweile kennen. Sie haben es verſtanden, ſich recht viele Intereſſen zu verſchaffen. Das iſt das große Geheimnis des menſchlichen Glückes: ſich den Bedürfniſſen anpaſſen können, wenig Bedürfniſſe haben und ſich für ſehr vieles intereſſieren; verliſcht das eine Licht, ſich ein anderes anzuzünden und immer weiter zu arbeiten mit ewig jungen, nie ermüdenden Sinnen, zu glühen, zu brennen, ſich zu begeiſtern, ſich zu entrüſten, ſich zu empören, ſich zu ſorgen. Mit einem Worte: zu leben. Solche Menſchen können nie beſchäftigungsloſe Menſchen werden. Ein ſinniges Gedicht, ein ſchönes Bild, ein anregendes Feuilleton, ein ſtimmungsvoller Sonnenuntergang, die Stille des Waldes, der Lärm der Straße — alles wird ihnen zum Ereignis und läßt ſie am Leben teilnehmen. Und der Tod kommt ihnen immer zu früh. Sie haben es immer verſtanden, in der Arbeit müßig zu ſein und im Müßiggange zu arbeiten.

Die Hausfrauen-Neurose.

Wir stehen mitten in den Schreckenstagen. Wir seufzen unter der Herrschaft des Besens. Die Jagd nach dem Staub rast durch alle Gemächer und treibt uns von einem Winkel in den anderen. Es sind kritische Tage erster Ordnung im häuslichen Getriebe; es sind die großen Entscheidungsschlachten, welche die Hausfrauen gegen ihren Erzfeind, den Staub, schlagen. Das große Reinemachen, wie die Norddeutschen, die Grundräumerei, wie wir Wiener sagen, verleiht der ganzen Stadt eine besondere Physiognomie. Überall sieht man geöffnete Fenster, aus denen Teppiche, Überwürfe, Bettdecken, Vorhänge in stummer Qual zum Himmel emporstarren. Weibliche Wesen in unbeschreiblichen Gewändern, Kopftüchern und Schürzen, bewaffnet mit allerlei klopfenden, wischenden, reibenden Instrumenten, erscheinen hinter den oben geschilderten Barrieren und schütteln den Staub sorgsam auf die Straße, von der er bei nächster Gelegenheit wieder in die Wohnung hineinfliegt. (Der Kreislauf des Staubes! Es gäbe kein schöneres, lehrreicheres Kapitel, das uns die menschliche Ohnmacht besser vor Augen führen könnte!)

Die Kaffeehäuser sind überfüllt. Die jämmerlichsten Pantoffelhelden, die bedauernswertesten „Simandeln", denen eine gestrenge Ehehälfte es sehr selten gestattet, die häuslichen Räume zu fliehen und hier den Freuden eines Spielchens zu fröhnen, sitzen am grünen Tisch bei einer feschen Tarock-Partie und vergessen über einem gelungenen Pagat-Ultimo ihr demütiges Sklavenleben. Ausnahmsweise dürfen sie in diesen Tagen ihre Stunden in dem geliebten Kaffeehaus verbringen und je später sie nach Hause kommen, desto lieber ist es den gestrengen Herrinnen; denn diese haben keinen Winkel, wohin sie ihren geduldigen Gebieter hinstecken können. Höch-

stens, daß sie ihm gnädigst gestatten, die Kinder auszuführen und bei dieser Gelegenheit allerlei notwendige Reinigungsutensilien, wie Wachs, Putzpasta, Brunolin, Spiritus, Seife, Salzgeist usw. einzukaufen.

Des Abends marschiert die ganze Familie ins Gasthaus. Einer bescheidenen Bemerkung des Gatten, ob man sich nicht daheim mit kaltem Aufschnitt begnügen könnte, wird energisch erwidert: „Das würde dir passen. Den ganzen Nachmittag im Kaffeehaus sitzen, während die arme Frau sich rackert und dann am Abend den Mädchen noch die Arbeit eines Nachtmahls im Hause aufbürden! Nein — wir gehen ins Gasthaus!" Schließlich ist es dem Manne, der nur heimlich die großen Kriegskosten überdenkt, so ebenfalls lieber. Denn der Aufenthalt in der Wohnung ist wirklich kein Vergnügen. Überall riecht es nach Naphtalin. Alle Sessel sind mit Bildern, Spiegeln, Büchern, Nippes belegt. Ein etwas kühnerer Schritt, und ein kostbarer Gegenstand liegt in den letzten Zügen auf dem Boden. Es gibt nicht wenig Verwundete und Tote in diesen Kriegstagen. Freilich, ein Zimmer wäre schon spiegelblank und aufgeräumt, frei von Staub und Fehle — aber dies eine blanke Zimmer bleibt wie ein Allerheiligstes den Hausgenossen verschlossen. Wehe dem Manne, der es betreten wollte! „Was? Jetzt habe ich mich eine Woche geplagt, um den Salon in Ordnung zu bringen und du willst mir wieder den Schmutz der Straße hineinbringen?" Freilich, eine Viertelstunde später kommt ganz unvermutet eine „feine" fremde Dame, um sich nach einem Stubenmädchen zu erkundigen, die hier längere Zeit gedient hat. Ihr schüchterner Versuch, im Vorzimmer stehen zu bleiben, wird mit Liebenswürdigkeit zunichte gemacht, ihr Widerstreben, den Staub der Straße durch die Wohnung zu tragen, wird durch ein zuckersüßes Lächeln entwaffnet — und sie darf als erste den geweihten Raum betreten.

So ziehen sich die Tage der Grundräumerei endlos hin, bis das erlösende „Fertig!" erschallt und die Feindseligkeiten eingestellt werden. Der Hausherr ist überglücklich. Seine Frau gehört wieder ihm, vielmehr er wieder seiner Frau, er hat wieder sein Heim, seine Küche, seine Ordnung, sein gutes Essen ... notabene auch die strenge

Aufsicht, die er unter Umständen gern gegen alle Bequemlichkeiten der Ehe mit in den Kauf nimmt.

Sagt mir nicht, daß ich übertrieben habe! Daß ihr die Schrecken der „Grundräumerei" nicht kennt, daß ihr — Ausnahmsmenschen — nicht unter der Herrschaft des Besens steht. Seid glücklich und preiset euer Los, daß ihr nur zweimal im Jahre diese Qualen durchmacht, dies häusliche „Inferno", das ich noch viel zu sanft geschildert habe. Freut euch, daß eure Hausfrau nur chronisch, in den kritischen Tagen vom Reinigungsfieber befallen wird und daß sie nicht an der „Hausfrauenneurose" leidet.

Hausfrauenneurose? Was ist das? Denkt euch eine ewige Grundräumerei, ein chronisches Reinemachen, eine endlose Tyrannei des Besens und ihr wißt die Wahrheit. Die Hausfrauenneurose ist der chronische Zustand der akuten Reinigungsneurose, von der alle Frauen im Herbst befallen werden.

Zuerst weihen wir Männer eine Träne des Mitleids dem armen, unschuldigen Opfer, dem Gatten der Kranken. Er ist vom Schicksal dazu ausersehen, die maßlosen Ansprüche zu erfüllen, die der hypersensitive Reinlichkeitssinn der Hausfrau an ihn stellt. Er soll sich jedesmal die Schuhe dreimal gründlich putzen, bevor er ins Zimmer tritt. Wehe, dreimal wehe, wenn auch nur ein kleines, unscheinbares Stäubchen auf dem unheimlich reinen, glänzenden Parkett, auf der blank gescheuerten Diele zu sehen ist. Er soll sich unter keinen Umständen auf das mit allerlei gestickten Polstern verzierte Sofa legen. (Wozu sind überhaupt Sofas geschaffen worden?) Er darf beileibe nicht seine Sachen in gemütlicher Schlamperei herumliegen lassen. Er muß seinen Schreibtisch, wenn er einen hat, in peinlicher Ordnung halten. Er selbst muß immer nett und adrett gekleidet sein. Fortwährend hat seine strenge Richterin an seiner Toilette zu nörgeln, zu tadeln und zu richten. Er sollte sich täglich sauber frisieren und rasieren lassen, um auch nach außen Kunde zu geben, welcher Geist das ganze Haus beseelt.

Unerschöpflich sind die Qualen, die die Reinlichkeitsmonomanie seiner Frau für ihn ersinnt. Er hat eine Wohnung, die er nicht benützen darf, eine Frau, die nicht ihm gehört. Aber, sie, die „gute

Wirtin", wie sie sich mit Stolz nennen hört, ist sie denn besser daran? Ist sie nicht eine Sklavin ihres Reinlichkeitswahnes? Kann sie das Leben genießen wie ihre Freundinnen, die in ihren Augen so tief stehen, weil sie bei ihrem Besuch immer Staub, Staub unter den Teppichen, Staub auf den Nippes, Staub auf den Fensterscheiben entdeckt hat? Nein — ihr Leben ist ein ewiger Kampf mit dem Staub, auch ein ewiger Kampf mit den Dienstboten. Denn diese können es ihr niemals recht machen. Sie fühlt es deutlich, daß sie ihn nicht ernst nehmen, den Kampf um die Reinlichkeit. Sie kommt ihnen auf alle Schliche, mit denen sie ihre wachsamen Augen täuschen wollen. Deshalb lebt sie in ewigen Dienstbotenmiseren, ist ewig auf der Suche nach jenem Mädchenideal, das sie zu ihrem größten Kummer niemals findet. Ihre ewige Klage ist daher die „Dienstbotenmisere" und sie nimmt es ihrem Manne gewaltig übel, daß er über diese wichtige Frage mit barbarischem Gleichmut hinweggeht.

Auch mit ihren Kindern ist sie fortwährend beschäftigt. Sie sollen immer fleckenlos und unbeschmutzt sein, daheim und draußen. Sie müssen sich unzählige Male im Tage die Hände waschen und die Knie reinigen lassen. Ihr Leben ist ein ewiger Wechsel zwischen Waschen, Fegen, Reiben, Scheuern, Kehren, Wichsen, Striegeln, Bürsten, Klopfen, Kämmen und Säubern. Daß sie auch auf anderem Gebiete die „musterhafte Wirtin" personifiziert, wer wollte daran zweifeln? Sie ist beim Kaufmann, beim Fleischer, beim Gemüse- und Obsthändler berüchtigt wegen des hartnäckigen Feilschens. Sie ist der Schrecken aller Wäscherinnen, die ihr keine Wäschestücke genügend blank und blütenweiß liefern können. Sie versteht es, den Handwerkern zu imponieren und kennt von allen Artikeln die billigsten Quellen. Sie ist die aufmerksamste Mutter, die trotz ihrer Sparsamkeit der Erziehung der Kinder große Summen opfert — und sie wird einmal die schrecklichste aller Schwiegermütter. Ja, sie ist es vielleicht, die diesen an sich so schönen Beruf in Verruf gebracht hat. Denn wo findet sich eine Schwiegertochter, die es ihr recht machen könnte, die es mit ihr als Hausfrau aufnehmen könnte?

Kurzum, sie ist die Tugend, durch Übermaß zum Laster geworden.

Die Hausfrauen-Neurose zeigt uns am schönsten, wie sich geheime, unbewußte Kräfte im Alltag geltend machen können. Die peinliche Reinlichkeit in der Wohnung ist ein symbolischer Ausdruck dafür, daß es sich um ein Wesen handelt, das auch seine Seele rein halten will. Lady Macbeth wäscht ihre Hände, um das Blut zu entfernen, das daran klebt. Auch die ewig putzende Hausfrau hat Flecken ihrer Seele reinzuwaschen. Sie kämpft mit Versuchungen, mit heimlichen Stimmen, die von Sünde und Genießen raunen. Sie will aber rein sein und rein bleiben. Sie will ihr Haus und ihre Ehre rein erhalten. Sie putzt, weil sie sich vor den Flecken fürchtet, die der Ehre anhaften könnten. Sie kämpft in ihrer Phantasie einen siegreichen Kampf mit dem Schmutze und triumphiert ob allen finsteren Mächten. Darum alle Achtung vor den Frauen, die ihre Kammern reinhalten! Es gibt gar so viele Menschen, die von Zeit zu Zeit ein großes Reinemachen dringend brauchen würden. Auch die dunkeln, staubigen Winkel unserer Seele sollten hie und da im Sonnenlichte der Erkenntnis ausgefegt werden.

Der Verdauungshypochonder.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich am gesündesten fühlt, wenn er nicht empfindet, daß er „Organe" hat. Einzig und allein die Muskeln und die Haut sind imstande, uns durch eine undefinierbare Sensation eine angenehme Empfindung des Körperlichen zu vermitteln. Wir nennen das ein gesteigertes Vitalitätsgefühl. Aber von allen anderen Organen haben wir eigentlich nur Empfindungen, wenn sie sich im Zustand der Erregung befinden oder krank sind. Wir empfinden solange nicht, daß wir ein Herz haben, bis ein heftiges Klopfen in der Herzgegend uns daran erinnert. Wir wissen nicht, daß wir eine Leber haben, eine Gallenblase, wenn nicht Schmerzen in der betreffenden Gegend uns darauf aufmerksam machen.

Dasselbe gilt auch von unseren Verdauungsorganen. Wohl begleitet eine Reihe von Sensationen die ganze Verdauung; Sensationen, die eine Skala von den fast normalen Erregungen bis zu den Schmerzen bilden. Die Tätigkeit unserer Magendrüsen erzeugt ein Reizgefühl in den Schleimhäuten, das wir Appetit nennen. Wird der Reiz stärker, so steigert sich der Appetit zu gewöhnlichem Hunger und unter schmerzhaften Empfindungen zum Heißhunger. Von dem weiteren Gang der Verdauung empfinden wir im gesunden Zustand längere Zeit gar nichts, bis ein neuerlicher Reiz das Ende des Verdauungsaktes anzeigt. Diese Funktionen gehen automatisch vor sich. Und gerade dieser Automatismus sichert den glatten Ablauf der Verdauung. Ganz anders werden diese Verhältnisse, wenn das Ich anfängt, sich mit diesen Vorgängen zu befassen und sie zu beobachten. Stehen die Verdauungsvorgänge automatisch nur unter dem Einfluß von Nervenzentren niederer Ordnung, so beginnt auch das Großhirn im Falle der Beobachtung seinen meist verhängnisvollen Einfluß auszuüben. Was das „Rückenmarkstier", sich allein

überlaſſen, vollkommen tadellos ausführen konnte, das wird zu einer ſchwierigen, kaum zu überwältigenden Aufgabe, ſobald der „Gehirnmenſch“ die Leitung der Verdauung übernimmt.

Es gibt keinen unglücklicheren Menſchen als den Verdauungshypochonder, deſſen ganze Aufmerkſamkeit auf dieſe ſonſt automatiſchen Vorgänge gelenkt iſt, deſſen ganze Energie ſich im Kampf mit ſeiner Verdauung zerſplittert. Man kann ruhig den Satz aufſtellen, daß neun Zehntel aller Magenkranken eingebildete Kranke ſind, nervöſe Magenleiden aufweiſen, oder, wie ich es lieber bezeichnen möchte, als Verdauungshypochonder ihr Daſein friſten. Während der geſunde Menſch kurz nach der Mahlzeit an ſeinen Magen vergißt, klagen dieſe Hypochonder fortwährend über allerlei unangenehme Senſationen. Selten vergeht eine Stunde, ohne daß ſie an ihren Magen denken müſſen, ohne daß ſie unangenehm an ſeine Exiſtenz erinnert werden. Sie empfinden ein drückendes Gefühl der Völle in der Magengegend. Sie haben die ſichere Empfindung, der Magen ſei gebläht; manche behaupten ſogar, ihr Magen ſei mächtig angeſchwollen. Sie führen dieſe Schwellung auf abnorme Gasbildung zurück und trachten, durch ſogenanntes Aufſtoßen, Rülpſen ſich von dieſen Gaſen zu befreien. Das Intereſſanteſte an dieſer Erſcheinung iſt der Umſtand, daß die meiſten dieſer Kranken — denn krank ſind ſie, auch wenn ihrem Leiden keine organiſche Grundlage entſpricht — eine merkwürdige Eigenſchaft haben: ſie ſchlucken die Luft. Und zwar ſchlucken ſie die Luft unbewußt durch ſonderbare würgende Bewegungen, ſchlucken ſie ſo lange, bis der Magen wie ein Luftballon gebläht iſt und ſind dann überglücklich, wenn ein ruckweiſes Rülpſen ſie von den Beſchwerden der Luftanſammlung befreit. Dieſe „armen Schlucker“ ſind meiſt ſehr erſtaunt, wenn ſie der Arzt darauf aufmerkſam macht, daß nicht ein Magenleiden, ſondern eine ſchlechte Gewohnheit die Urſache des geſchwollenen Magens iſt. Andere Hypochonder klagen über die Trägheit der Verdauung. Die Speiſen bleiben ihnen, ſo lauten ihre Beſchwerden, unverdaut wie Steine im Magen liegen; ſie ſpüren den Druck der nicht gehörig „gekochten“ Nahrung; der Magen arbeitet nicht, die Verdauung geht nicht vorwärts, das Eſſen bleibt tagelang im Magen liegen.

Noch ſchrecklicher ſind die Qualen des Verdauungshypochonders bei der Wahl ſeiner Speiſen. Er lebt in einer ſteten Angſt, ſich den Magen zu verderben und ſucht vergeblich nach einer entſprechenden Diät. Ich glaube, keine Tyrannei der Welt hat bisher ſo viel Unheil angerichtet als jene Tyrannei, der ſich die Menſchen ſo gern freiwillig unterwerfen, die Diät. Meiſt haben ſolche Kranke eine Abneigung, ja faſt eine krankhafte Idioſynkraſie gegen die eine oder die andere Speiſe behaupten, die eine mache ſie ſchwer krank, die andere erleichtere ihre Verdauung uſw. Einen ſolchen Magenhypochonder kann man im Gaſthaus ſchon aus der Entfernung diagnoſtizieren. Er ſtudiert die Speiſekarte mit größter Aufmerkſamkeit, aber nicht wie ein Gourmand mit heiterem, ſchmunzelndem Geſicht, mit feucht ſchmatzenden Lippen, die gewiſſermaßen im Geiſte jede Speiſe vorkoſten, nein, mit trübe ängſtlichem Geſichtsausdruck, bei jedem Gericht überdenkend, ob es nicht etwa ſchaden könnte. Unentſchloſſen, zweifelnd, hangend und bangend. Und erſt wenn die Speiſe aufgetragen wird! Dieſer mißtrauiſche, forſchende Blick, als wollte er ergründen, ob ihm das Eſſen Leben oder Tod bedeuten werde. Wie er beiſpielsweiſe ſein Fleiſch ſorgfältig von allen Fettbrocken und Knorpeln befreit, es in kleine Stücke zerteilt und oft im Eſſen innehält, erwägend, ob es nicht beſſer wäre, aufzuhören, das kann ja jeder aus eigener Erfahrung ſchildern.

Die Qualen des Verdauungshypochonders ſteigern ſich nach der Mahlzeit. Er beginnt ſich peinlich zu beobachten, ob ihm das Eſſen nicht geſchadet habe. Und ſiehe da, die unangenehmen Senſationen beginnen ſich erſt faſt unmerklich, dann immer deutlicher einzuſtellen. Er empfindet einen faden, unangenehmen Geſchmack im Mund und der zu Rate gezogene Spiegel zeigt ihm eine belegte Zunge. Gar kein Zweifel, er hat ſich den Magen verdorben! Er hat ſich den kranken Magen jetzt gründlich für alle Zeiten „verpatzt". Er iſt ein verlorener Menſch. Um Himmelswillen, wenn er nur ein Mittel bei der Hand hätte, um ſich raſch retten zu können. Jetzt beginnt er mit allerlei Speiſepulvern, Magentropfen uſw. herumzumanipulieren und ſeine Verzweiflung kann ſo groß werden, daß er durch ein Stoßgebet zum heiligen Ulrich auf dieſem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ſeinen Magen zu entlaſten trachtet.

Aus Angst vor der Schädlichkeit des Essens hören solche Hypochonder in schweren Fällen wirklich zu essen auf. Sie magern sichtlich ab, werden von Tag zu Tag schwächer, was ihren hypochondrischen Vorstellungen, daß es mit ihnen zu Ende gehe, einen Schein der Berechtigung verleiht. Schließlich verderben sie sich den Magen durch die verschiedenen Mixturen und Speisepulver, die störend in den normalen Chemismus der Verdauung eingreifen, sie gewöhnen sich das Essen systematisch ab, so daß ein etwas größerer Bissen wirklich dem verwöhnten Verdauungsorgan große Beschwerden verursachen kann. Und in allerdings zum Glück sehr seltenen Fällen können solche Kranke durch den eigenen Unverstand und den Unverstand ihrer Umgebung tatsächlich an Hunger sterben. Was sie befürchtet hatten, wurde eben durch die Befürchtung zur Tatsache.

Eine andere Abart des Verdauungshypochonders beschäftigt sich vorzugsweise mit den Endprodukten des Stoffwechsels, mit dem Stuhl. Da wird ängstlich gezählt, beobachtet, förmlich nachgerechnet, ob auch die Schlacken des Stoffwechsels dem eingeführten Brennmaterial entsprechen. Nach jeder neuen Ablenkung kreisen die Gedanken immer wieder eintönig um das eine Thema. Auch solche Menschen haben die Empfindung, daß ihr Darm tot sei, gelähmt, daß er nicht verdaue, daß es mit ihnen zu Ende gehe. Aus Angst vor der Obstruktion hören sie zu essen auf. Jetzt entwickelt sich ein sehr bösartiger Kreislauf, ein circulus vitiosus, aus dem es fast kein Entrinnen gibt. Je weniger sie essen, desto weniger Schlacken werden produziert, desto träger wird anscheinend die Verdauung. Sie beginnen leicht verdauliche Speisen zu bevorzugen, Speisen, die im Verdauungskanal fast vollständig aufgebraucht werden und sehr wenig Rückstände zurücklassen. Natürlich wird das Übel dadurch nur größer.

Es würde zu weit führen, wollte man hier die ganze Psychopathologie des Verdauungshypochonders erschöpfen. Alljährlich ergießt sich ein schier unendlicher Strom von Kranken in die verschiedenen Bäder. Die Frequenz von Karlsbad, Marienbad, Vichy, Kissingen usw. steigt von Jahr zu Jahr. Warum? Weil außer den wirklich Magenkranken die große Masse der Verdauungshypochonder diese Orte aufsucht.

Solche Kranke liefern das unerschöpfliche Material für die verschiedenen Wunderdoktoren, denen sie die größte Reklame machen können. Ein großer Teil der schönen Erfolge eines Pfarrers Kneipp blühte auf diesem Gebiete. Erfahrene Ärzte erzählen eine Reihe einschlägiger Fälle, die in kurzer Zeit durch Aussprache allein geheilt wurden. Einem Menschen, der täglich ängstlich gegen seine Verstopfung die verschiedensten Abführmittel nehmen mußte, sagte ein Arzt einfach: „Ihre Verdauung wird morgen in Ordnung sein." Und siehe da, der Erfolg stellte sich prompt ein! Gelingt es der mächtigen Suggestion eines Arztes oder eines anderen Menschen, die Kranken dazu zu veranlassen, in normaler Weise zu essen und ihre Gedanken von der Verdauung abzulenken, so schwinden die verschiedenen Beschwerden, der Kranke blüht auf und wird vollkommen gesund. Daß diese Suggestion häufig durch irgendeine Kur oder ein Medikament hervorgerufen wird, macht ihrer Wirkung natürlich keinen Abbruch; aber es wäre hohe Zeit, einmal gegen jene Überschätzung der diätetischen Vorschriften Stellung zu nehmen, wie sie heute auf der ganzen Welt gang und gäbe ist. Gewiß, die Diät ist eine wertvolle Waffe in der Hand des erfahrenen Arztes, aber sie ist ein Medikament wie jedes andere und hat einen ungeheuren Nachteil: sie zwingt den Kranken, sich fortwährend mit sich selber zu beschäftigen. Das mag ja in einer großen Anzahl von Fällen lebensrettend sein, aber es hat auch seine Schattenseiten, wie ich es ja eingangs ausgeführt habe.

Es scheint, daß es Perioden im Menschenleben gibt, in denen Angstvorstellungen epidemischer Form auftreten. Eine solche Angstwelle überflutet jetzt die ganze zivilisierte Welt. Daß der Einzelne dann von der Strömung fortgerissen wird, ist kein Wunder. Wir machen den schwachen Versuch, gegen den Strom zu schwimmen. Vergeblich! Dann treiben wir auf den Wellen der Angst. Der Verdauungshypochonder hat den Kampf aufgegeben. Er kennt nur eine Gottheit: Seinen Magen. Nur eine Religion: Seine Verdauung.

Schauspieler des Lebens.

Komödianten sind wir alle. Mit mehr oder weniger Glück spielen wir die Rolle, die wir uns zurechtgelegt haben oder die das Leben von uns fordert. Wir tun das oft gegen unsere Überzeugung, gegen unsern Willen und gegen unsere Neigung. Ein unerbittlicher Direktor, das Schicksal, drückt uns eine Rolle in die Hand und fragt nicht viel danach, ob sie uns „liegt". Wir möchten eigentlich immer nur eine Rolle — uns selbst — spielen. Denn diese Rolle liegt uns am besten. Allein der tückische Zufall liebt es, die Rollen zu verwechseln. Ernste Heldenväter werden zu komischen Figuren, heißblütige Liebhaber zu abgeklärten Weltweisen, lauernde Intriganten zu gutmütigen Bonvivants. So will es das Leben und wir müssen uns fügen.

Manchmal bürden wir uns die falschen Rollen selber auf. Wir fühlen uns verpflichtet, die wahre Natur zu verbergen und mit einer Maske durch die Welt zu laufen. Ich kenne leichtsinnige Frauen, die zigarettenrauchend nach Mitternacht im Café sitzen, das Benehmen der Demimondainen imitieren, sich gern in zweifelhafter Gesellschaft bewegen; Frauen, mit denen man die eindeutigsten Themen in eindeutigster Weise besprechen kann. Im Grunde der Seele sind sie das, was sie um keinen Preis scheinen möchten: einfache, philiströse Bürgersfrauen. Das Gegenteil ist noch häufiger zu finden: die stille, bescheidene, schamhafte, zurückgezogene Frau, die allen Lockungen des Lebens aus dem Wege geht und die alle Instinkte der Kokotte verbirgt, deren Inneres ein nichterloschener Vulkan ist und deren Phantasien in glühendsten Farben die geheimen Genüsse des Lebens umranken. . . .

Doch nicht von diesen gewöhnlichen Schauspielern des Lebens will ich heute sprechen. Ich möchte eine besondere Eigenschaft der

„nervösen Menschen" schildern. Denn die Neurotiker sind die eigentlichen Lebenskomödianten. Sie spielen nicht nur andern eine Rolle vor, nein — sie foppen sich selber und spielen ihre Rolle so lange, bis Wirklichkeit und Schein für sie in eins zusammenfließen.

Ein nervöser Mensch ist an und für sich ein Schauspieler. Er muß sich so oft den Vorwurf gefallen lassen, daß er übertreibt und karikiert. Die wenigsten Menschen wissen, daß er es selbst nicht weiß. Er glaubt an seine Leiden und er hat ein Recht, daran zu glauben. Wie lächerlich ist es, einen Nervösen beruhigen zu wollen, indem man ihm sagt: „Sie bilden sich Ihre Schmerzen nur ein!" Als ob eingebildete Schmerzen weniger peinigen würden als organisch begründete! Schmerz ist Schmerz, ob seine Wurzeln im Seelischen oder im Körperlichen liegen. Diesen wohlfeilen Vorwurf will ich hier nicht vorbringen. Er widerspricht meiner Überzeugung. Denn nicht der Umstand, daß der Nervöse eventuell ein Leiden simuliert, macht ihn zum Schauspieler. Die Verhältnisse sind schon etwas komplizierter. Es lohnt sich, darauf einzugehen.

Es zeigt sich nämlich schon bei oberflächlicher Betrachtung, daß die nervösen Leiden außer den Beschwerden einen (allerdings geheimen) Luftgewinn mit sich bringen. Da ist ein armer Mann, der nicht ins Bureau gehen kann; seine Beine wanken; er klagt über Schwindel und Kopfdruck; er ist meistens schlaflos und appetitlos. Gewiß eine Reihe unangenehmer Beschwerden. Der Luftgewinn bleibt aber nicht aus. Der Kranke kann nichts arbeiten. Folglich kann und muß er faulenzen. Der süße — ach! zu süße — Müßiggang ist die Luftprämie, die ihn für die Qualen der Neurose entschädigt. Manchmal kommen noch andre Luftprämien dazu: das Mitleid der Umgebung, die Möglichkeit, dieselbe zu tyrannisieren, zu quälen usw.

Der Neurotiker glaubt an seine Krankheit und spielt seine Rolle mit ehrlicher Überzeugung. Manchmal karikiert er. Das liegt in der Natur der Sache. Die Hauptsache ist, daß er sich seine Rolle nicht einbildet. . . .

Doch mit dieser Konstatierung haben wir erst die Oberfläche des Problems gestreift. Die Schauspielernatur des Neurotikers hat

tiefere Wurzeln und bestimmt seine ganze Lebensführung. Ich kann diese Tatsache nur an einem praktischen Beispiel erläutern. Nehmen wir einen einfachen Fall, einen Mann, der an Platzangst leidet und der nicht allein ausgehen kann. Dieser Mann gibt an, er habe immer das Gefühl, „er werde sein Ziel nicht erreichen". Steht er vor einem großen Platze und soll er allein hinübergehen, so sagt ihm eine innere Stimme: Du kommst nicht hinüber. Die Gasse, die er gehen soll, kommt ihm endlos lang vor. Was einem andern eine kurze Strecke von zehn Minuten dünkt (in Wien ein „Katzensprung" genannt), das erscheint ihm ein ungeheuer weiter Weg. Ihm schwebt immer das ferne Ziel vor, das zu erreichende Haus und er sagt sich bebend: „Das ist zu weit. Das wirst du nicht erreichen."

Spinozo sagt an einer Stelle seiner „Ethik": „Es geschieht in der Natur nichts, was ihr als Fehler angerechnet werden muß." Die Affekte hätten ihre bestimmten Ursachen, die sich durch die allgemeinen Regeln und Gesetze der Natur erklären lassen müßten. Auch die so rätselhafte Erscheinung der Platzangst muß sich aus psychologischen Motiven erklären lassen. Das Verwirrende der Situation liegt in dem Umstande, daß die Zusammenhänge dem Kranken selber nicht klar sind. Die Motive liegen im Unbewußten. Freud behauptet von solchen Kranken, sie hätten immer recht. Das heißt, wir dürfen sie nicht verlachen, sondern wären verpflichtet, nach den Quellen der Angst zu forschen. Unser Neurotiker, der an Platzangst leidet, ist ein Schulbeispiel eines trefflichen Schauspielers. Er spielt eine wichtige Szene aus seinem Leben, er spielt sie so, daß alle Leitmotive seines Erdenwallens zu einer Disharmonie vereinigt mitklingen.

Lüften wir den Schleier, der uns das Rätsel seiner Platzangst verhüllt. Was sehen wir? Wir erkennen mit Erstaunen, daß das „Nichterreichen" die Tragik seines Seelenlebens ausmacht. Unser Kranker ist ein ehrgeiziger Mensch, der in seiner Jugend die kühnsten Phantasien gesponnen hat, dem das Größte erreichbar schien und der sich als den „Ersten" in den Reihen der schaffenden Menschen träumte. Was wollte er nicht alles erreichen!

Wie bitter hat ihn das Leben enttäuſcht. Er iſt ein gut beſoldeter Beamter. Das iſt alles. Wo ſind ſeine ehrgeizigen Pläne, ſeine Erfolge in der Politik, in der Kunſt, bei den Frauen? Er iſt ein einfacher Wähler, wie er ſich bezeichnet, ein intelligentes Stimmvieh zweiter Klaſſe, er macht paſſable Gedichte, die hie und da in Blättern zweiter Ordnung erſcheinen und er hat eine Frau, die er vielleicht ebenfalls als Treffer zweiter Kategorie in der Ehelotterie klaſſifizieren würde. Wenn er ſich gegenüber ehrlich wäre, würde er ſie ſogar als „Niete" bezeichnen.

Er hat alſo ein Recht, ſich zuzurufen: „Du wirſt es nicht erreichen!" Denn er hat gar nichts erreicht. Sein Vater hat recht behalten. Sein Vater hielt ihn zum Studium an, jagte ihn zu den Büchern, bei denen er ohne Intereſſe die endloſen Stunden hockte. Seine Phantaſien drängten ſich in die mühſam abgerungene, pflichtgemäße Arbeit. Da hörte er ſofort die warnende Stimme des Vaters: „Wenn du es ſo weiter treibſt, ſo wirſt du es zu gar nichts bringen...." Die Lehrer höhnten: „Na, du wirſt es weit bringen!".... Aber er hatte den Glauben an ſich, den ſicheren, unzerſtörbaren, wunderbaren Glauben der Jugend. Die Vorwürfe prallten ſcheinbar von ihm ab. Aber nur ſcheinbar. Denn ſie ſetzten ſich im Innern feſt und tauchten in der Zeit, da das grauſame Leben die Ideale der Jugend zu zertrümmern begann, als leiſe Zweifel, als bange Fragen, als drohende Geſpenſter auf. Dann gab es eine Zeit des Hin- und Herſchwankens und urplötzlich, ohne erſichtlichen Anlaß, tauchte die uns nicht mehr ſo rätſelhafte Platzangſt auf.

Die Veranlaſſung war ſcheinbar geringfügig, aber ſie wird uns verſtändlich aus dem Ausgeführten. Er wurde im Bureau präteriert, weil ihm irgend ein Protektionskind vorgezogen wurde. Er begann nun die große Szene ſeines Lebens zu ſpielen. Jeder Platz, jede Straße wurde für ihn das Symbol ſeines Lebens. Es taucht in ihm jene quälende Angſt auf, die ebenfalls ihre pſychologiſchen Wurzeln haben muß. Jede Angſt iſt in ihrer Wurzel die Angſt vor dem Tode. Unſer Kranker iſt aber lebensüberdrüſſig. Seine ehrgeizigen Phantaſien liegen in der ſtaubigen Rumpelkammer

seiner Seele, wo alle abgetanen Illusionen aufbewahrt werden. Die letzte Präterierung zeigte ihm wie ein Blitzschlag das Trostlose seiner Situation, die sich ja durch den Kontrast zu den Ehrgeiztäumen noch düsterer darstellte. Die Stimmen des Vaters und der Erzieher meldeten sich und die Antwort mußte lauten: „Du hast nichts erreicht."

Wenn er aber das Leben rückgängig machen könnte? Wenn er noch einmal die ersten Akte wiederholen würde? Und siehe da! Er spielt die Vergangenheit noch einmal. Er steht vor der Straße und vor dem Platz und hat noch die Aussichten, sein Ziel zu erreichen. Er fühlt sich zu schwach, das allein zu tun. Er hat damals, in seiner Jugend, auf die Stimmen seiner Eltern nicht gehört, er wollte seinen Weg allein gehen. Jetzt muß er einen Führer haben, der ihn hinüberführt. Er holt nachträglich ein, was er in der Jugend versäumt hat. Die Angst entspricht seinen verdrängten Todesgedanken. Er weiß es, daß er die Gewißheit: „Du wirst es nie erreichen," nicht vertragen könnte. Es wäre sein Tod. Die Platzangst gibt ihm eine neue Illusion in neurotischer Form, das heißt mit Angst geladen. Der Wahnsinn hat das vor der Neurose voraus, daß er uns diese Illusion in nackter Wunscherfüllung verschafft. . . .

Doch schweifen wir nicht ab. Wir haben gesehen, wie der Neurotiker seine Szene spielt, wobei er nicht weiß, daß er sie spielt. Wir haben bemerkt, daß die Imperative der Eltern in seinen Zwangshandlungen zu neuem Leben erwachen. Wir haben auch gelernt, wie sich sein unterdrückter Lebenstrieb, der Drang zum Selbstmord, in Form von Angst entladen muß.

Wir gehen jetzt einen kleinen Schritt weiter. Wir merken nämlich, daß der Neurotiker diese Szene immer wieder spielt. Sein ganzes Leben setzt sich aus lauter Akten zusammen, in denen er etwas nicht erreicht oder schließlich trotz aller Hindernisse doch erreicht. Er soll ins Theater gehen. Er wird allerlei Hemmungen finden, um sich am Schlusse hetzen zu können. Er muß unbedingt noch einen wichtigen Brief schreiben, einen unaufschiebbaren Besuch absolvieren oder einen andern Anzug anziehen — kurz, er schafft

ſich künſtliche Barrieren, um ſich mit einer gewiſſen Berechtigung die Frage vorlegen zu können: „Komme ich noch zurecht?“ Wir kennen dieſe Frage. Sie iſt eine Variation des uns vertrauten Ausrufs: „Werde ich mein Ziel erreichen?“ Er kommt ſchließlich ins Theater, gerade da die erſten Worte geſprochen werden, und fällt erſchöpft, erhitzt und abgehetzt auf ſeinen Sitz. Ähnlich macht er es mit allen Beſuchen; auch wenn er wegfahren ſoll — und da ganz beſonders — glüht er im Eiſenbahnfieber. Das Problem erſcheint in der Form der Angſt, er werde nicht zurechtkommen und den Zug verſäumen. Wir wiſſen es ja, wie viel er in ſeiner Jugend verſäumt hat. Es iſt eine Art „nachträglichen Gehorſams“ unter dem Eindrucke „infantiler Imperative“, das heißt der Gebote der Kinderzeit.

Ich kenne einen ſolchen Menſchen, der ſich die erwähnte Frage ſelbſt beim Leſen eines Buches ſtellt. Beim letzten Kapitel blickt er auf die Uhr und ſagt ſich: „Ich muß das Buch in 20 Minuten zu Ende leſen.“ Um ſich Hinderniſſe zu ſchaffen, lieſt er laut. Natürlich kommt er fürchterlich ins Hetzen und in große Erregung. Die Quellen der Erregung ſtammen aus verborgenen Tiefen. Wir wiſſen ſchon eines: Er iſt ein Schauſpieler und ſpielt das wichtigſte Problem ſeines Lebens.

Dabei ſpielt er es am Morgen anders als am Abend. Das macht, weil er auch mit dem Tage ſpielt. Der Tag wird ihm zum Symbol des Lebens. Der Morgen iſt ſeine Jugend, der Abend ſein Alter.

Es ſcheint faſt unmöglich, in dieſem engen Rahmen alle die Szenen vorzuführen, in denen der Neurotiker ſich als glänzender Schauſpieler bewährt. Um bei dem einen Typus zu bleiben. Wer kennt ſie nicht, die Menſchen, die ſich für ihre Arbeiten gewiſſe Termine ſtecken, welche bei Schneidern und Schuſtern bedingen, ſie müßten die „Arbeit“ bis zu einem gewiſſen Tage fertig haben, welche auf andern Gebieten Helden des Rekords ſind, um etwas zu erreichen, was die andern nicht erreicht haben? Immer iſt es ein und dasſelbe Spiel in unzähligen Variationen.

Nüchternen Beobachtern iſt es ſchon aufgefallen, wie das Theater und alles, was damit zuſammenhängt, überſchätzt wird. Das tiefe Intereſſe für den großen Bühnenkünſtler entſpringt, wie alle perſönliche Anteilnahme, einer inneren Verwandtſchaft. Der laute Troß, der ſich den Künſtlern anhängt, beſteht meiſtens aus ſchlechten Schauſpielern des Lebens, die es bei ihnen lernen möchten, wie mans beſſer macht.

Ewige Kinder.

Es gibt eine merkwürdige Entwicklungshemmung im menſchlichen Organismus, die wir mit „Infantilismus“ bezeichnen. Es kann das eine oder andere Organ im Wachstum zurückgeblieben ſein und den kindlichen Typus bewahrt haben, während der ganze andere Körper ſich normal entwickelt hat. Die Erſcheinung iſt gar nicht ſo ſelten, als man glauben ſollte. Vor uns ſteht ein großer, breitſchultriger, bärtiger Mann. Wie er zu ſprechen anfängt, ſind wir ganz erſtaunt. Er läßt uns die hohe, dünne, zitternde Stimme eines Kindes hören. Wir kennen voll entwickelte, üppige Frauen, die kinderlos ſind, weil ihre Fortpflanzungsorgane infantile Formen aufweiſen. Manchmal trifft dieſe Entwicklungshemmung den ganzen Körper. Beſonders häufig ſieht man dieſe Erſcheinung bei Frauen. Sie bleiben ewig ſchlank, ſehen auffallend jung aus; es ſind „Kindweiber“ — wie der treffende Ausdruck von Fritz Wittels lautet — in jedem Sinne des Wortes. Auch „Kindmänner“ ſieht man gar nicht ſelten, roſig angehauchte, ewig jugendliche Geſtalten, denen auf der Oberlippe kaum ein Bärtchen ſproſſen will. Es ſind die dankbarſten Objekte für alle Reklamehelden, die mit Salben, Tinkturen, Eſſenzen und Pulvern einen reichlichen Bartwuchs verſprechen.

Doch ich will heute nicht von den Menſchen ſprechen, die körperlich Kinder, ſeeliſch jedoch Erwachſene ſind. Der zweite Typus iſt viel häufiger und intereſſanter: Menſchen, die körperlich vollkommen erwachſen, aber ſeeliſch Kinder geblieben ſind. Mit zwei Worten: „Ewige Kinder.“

In keinem von uns ſtirbt das Kind gänzlich. Das macht ja den größten Zauber einer Perſönlichkeit aus, daß ſie ſich etwas aus ihrer unbeholfenen, törichten, naiven, friſch empfänglichen Kindlich-

keit in das spätere Leben gerettet hat. Wer nicht wie ein Kind weinen und lachen, wer an einem kindlichen Spaß kein Vergnügen finden, wer nicht den Ballast der Erfahrung und Kultur wenigstens für einige Sekunden abladen kann, dem fehlen die reichsten Freuden. In diesem Pendeln zwischen Kind und Kulturmensch, zwischen Naivität und Erkenntnis, in diesem Zurücksinken auf eine der früheften Entwicklungsstufen und der sicheren Möglichkeit, sich zur alten Höhe emporzuheben, liegt einer der stärksten Reize unsres Daseins.

Es gibt aber unzählige Menschen, die nur scheinbar Erkenntnisse gewonnen haben; Menschen, an denen alle Kultur abfließt wie von einer dichten, öligen Decke das Wasser; Menschen, die Kinder waren, Kinder sind und ewig Kinder bleiben werden.

Bevor wir den tieferen Ursachen dieser Erscheinung nachspüren, wollen wir betonen, daß es just nicht die schlechtesten Menschen sind. Im Gegenteil! Es sind oft Mustermenschen in jeder Bedeutung des Wortes. Freilich mitunter auch Muster ohne Wert. Was diese ewigen Kinder vor andern Menschen auszeichnet, ist ihre oft rührende Unselbständigkeit und Unbeholfenheit. Es sind dies die Frauen, die nicht allein im Zimmer bleiben, geschweige denn allein eine größere Reise unternehmen können. Die immer an der Schürze der Mama hängen, wenn sie schon längst selber Mamas geworden sind. (Denn der seelische Infantilismus muß nicht mit dem physischen Infantilismus verbunden sein.) Sie kaufen keinen Stoff ein, kein Paar Schuhe, nehmen keinen Dienstboten auf, ohne Mama gefragt zu haben. Meistens haben sie auch den Mann genommen, den ihnen Mama empfohlen hatte. Ist das Gegenteil der Fall gewesen, und haben sie sich im Sturm der Liebesleidenschaft zur Selbstherrlichkeit der Gattenwahl emporgerafft, so wird entweder der Gatte für sie das Orakel, oder sie kehren reuig zur Mama zurück. Besonders wenn sie schlecht gewählt haben. Dann wollen sie den einen großen Fehler der Empörung wieder gut machen und tun keinen Schritt ohne Mama. Mama muß mit in die Sommerfrische. Mama muß beim Einkaufen die Entscheidung treffen. Mama muß immer in der Qual der Wahl ein endgültiges Machtwort sprechen. Und wenn

keine Mama da ist? Dann fällt das „Kindweib" zusammen wie ein zartes Bäumchen, das der erste Sturm knickt. Oder sie sucht sich eine Stütze: Eine Stütze der Hausfrau, eine Tante, eine Freundin, ein erwachsenes Kind, einen Hausfreund, einen Arzt oder im äußersten Notfalle den lange ignorierten eigenen Mann. Sie ist unfähig, allein zu entscheiden und in das Getriebe der Welt einzugreifen. Sie kann nur das Werkzeug eines andern sein. Sie will beschützt, behütet sein, sie will sich geborgen fühlen wie in der seligen Kinderzeit, da Mama das erschreckte Kind hoch auf den Arm nahm und keine Gefahr es erreichen konnte.

Sein Gegenstück, das „Mannkind", wenn wir es so nennen wollen, ist nicht sehr verschieden vom „Kindweibe". Es ist ein Mustermensch in jeder Hinsicht. Es bildet die Stützen aller Regierungsparteien und schwört auf jede Autorität. Ein solcher Mann gehorcht wiederstandslos dem Vater, er ist der beste Sohn, den sich eine Mutter wünschen kann. Er verzichtet auf jedes Liebesglück, wenn die Mutter allein zurückbleibt. Er hängt an ihrer Falte und erfüllt in keuscher Demut ihre Befehle, die ihm als unabweisbare Orakelsprüche imponieren. Rafft er sich zu einer Ehe auf, so wird er der Mustergatte, wie ihn die Wiener das „Simandl" nennen. In diesem Diminutiv, in diesem „Mandl" (auch „Manderl") liegt schon eine gewisse Betonung des Kindlichen. Des Weibes Wille ist alleinherrschend. Das Weib muß ihm alle Imperative der Kindheit, Vater, Mutter, Lehrer und Obrigkeit, ersetzen.

In dieser freiwilligen Unterwerfung unter das feminine Imperium liegt so viel masochistische Lust, daß wir gar kein Recht haben, das Simandl wegen seines blinden Gehorsams und seiner drückenden Frondienste zu bemitleiden. Dieser Mann fühlt sich sehr glücklich in seiner Botmäßigkeit. Er wäre unglücklich oder haltlos, wenn es anders wäre. Ebenso wie das Kindweib, das direkt als Liebesbedingung einen Mann verlangt, dem es blindlings gehorchen kann. Der ihm der „hohe Herr" ist, wie dem Käthchen von Heilbronn der Ritter Wetter v. Strahl.

Alle die unzähligen verbrecherischen Taten, zu denen die Hetären Männer verleitet haben, sind nur aus diesem Gesichts-

winkel voll und ganz zu verstehen. Der Faszination, die solche Weiber ausüben, erliegen zuerst die „erwachsenen Kinder". Sie können alles befehlen, die dämonischen Weiber oder die dämonischen Männer à la Svengali, gleich dem „fremden Herrn" in der „Frau vom Meere"; die Kinder im Geiste beugen sich willig und führen die Befehle blindlings aus, wie sie die Befehle von Vater und Mutter ausgeführt haben, ohne zu fragen, ob es recht oder unrecht ist. Da gibt es keinen Zweifel. Was der Vater befiehlt, muß gut sein.

Jedes Kind hat eine schwere Periode, in der es die Autorität des Vaters und des Lehrers überwinden muß und selbständig wird. Salvatore Farina, der italienische Romancier, hat diese Wandlung in seinem Roman „Mein Sohn" mit köstlichem Humor beschrieben. Der Sohn bemerkt mit Schrecken, daß der Vater eine Hausaufgabe falsch gemacht hat. Derselbe Vater, der ihm bisher als höchste Autorität galt. Sollte man so etwas für möglich halten? Das Kind merkt mit Erstaunen, daß der Vater nicht alles weiß, daß er nicht der Klügste, Stärkste und Erste ist. An diesem Konflikt geht ein großer Teil der elterlichen Autorität zugrunde.

Wie die Tochterzelle der Infusorien sich von der Mutterzelle loslösen muß, um in das weite Meer hinausgetragen zu werden und selbständig ihr Dasein zu fristen, so müssen wir uns seelisch von unsern Eltern und Erziehern losmachen, um selbständig zu werden. Es gibt keinen Meister, der seinen Lehrer nicht überwunden hätte. Er bleibt sonst ein ewiger Schüler. „Man vergilt" — sagt Nietzsche — „einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur der Schüler bleibt." Soll der Schüler zum selbstherrlichen Meister im wahren Sinne des Wortes werden, so muß er sich vom Lehrer loslösen. Die typische Undankbarkeit der Schüler ihrem Lehrer gegenüber beruht auf diesem unausbleiblichen Prozeß. Wer ewig in alten ausgefahrenen Geleisen bleibt, findet keine neuen Wege. Das große Geheimnis besteht darin, an der richtigen Stelle und im richtigen Augenblicke abzuzweigen ...

Die ewigen Kinder haben diesen Moment versäumt. Sie hatten es vielleicht zu gut im Elternhause. Sie waren vielleicht von zu viel Liebe und zu viel Sorgfalt umgeben. Sie hätten es als

Undankbarkeit den Erziehern gegenüber empfunden, wenn sie sich von ihnen in stolzer Selbstherrlichkeit abgewendet hätten.

Die ewigen Kinder sind meist Sprößlinge aus kinderarmen Familien, in denen das Kind den rauhen Zug von Kummer nicht kannte. Sie wurden wie in einem Treibhause ängstlich vor jedem Windhauche behütet, der sie hätte schädigen und in ihrer Entwicklung hemmen können. Es wurde ihnen jede Frage, jede Entscheidung, jedes Bangen, jedes Wählen, jedes Erwerben abgenommen. Es wurde ihnen in der Tat kein Anlaß gegeben, undankbar zu sein. Die Dankbarkeit war nicht nur Pflicht, sie wurde Gefühl, sie wurde Überzeugung.

Wir bedauern oft Kinder, die eine schwere Jugend hinter sich haben, die im harten Kampfe um ihr Fortkommen darben, sich rackern und schon so früh schaffen müssen. Trotzdem lehrt die Erfahrung, daß dieses Bedauern gar nicht am Platze ist. Gerade Kinder, die frühzeitig angewiesen werden, sich ihren Weg zu suchen, erwerben sich jene Kraft der Selbständigkeit, welche sie im späteren Leben befähigt, im Kampfe aller gegen alle sich siegreich zu behaupten. Die Entbehrungen der Jugend erscheinen ihnen dann im Alter von der Erinnerung verklärt und lassen sie die schöne Gegenwart doppelt schön empfinden. Je freudenarmer die Vergangenheit gewesen, desto farbenreicher erscheint ihnen die Gegenwart.

Wie ganz anders jene Kinder, denen eine friedlich verinnende Jugend die Erfüllung aller Wünsche entgegenbrachte, die von sorgsamer Erzieherhand gepflegt wurden, von denen jede unangenehme Sensation ängstlich fern gehalten wurde. Sie bleiben dann ewig die Kinder, die gewohnt sind, auf den Ruf des andern zu warten. Sie greifen immer instinktiv nach der sicheren Hand, die sie führen soll. Wehe, wenn sie das Leben nicht eine glatte, ebene, sonnige Straße führt. Wenn sie ihre Wege nicht aufwärts zu stolzen Höhen, sondern abwärts in die Niederungen der Armut und der Entbehrungen leitet. Unfähig zu Entschlüssen, unfähig zu großen Kämpfen, unfähig, sich mit den Ellbogen durch die gepreßte Menge Raum zu machen, bleiben sie jammervoll am Wege stecken und starren, traumverloren und ängstlich, zurück in das versunkene Land ihrer Jugend. Trostloser und öder erscheint ihnen die graue Gegenwart,

welche ſich im grellen Kontraſte von der ſonnigen, wolkenloſen Vergangenheit abhebt.

„Wenigſtens haben ſie eine ſchöne Jugend gehabt!“ werden mir beſorgte Mütter erwidern, die ſich nicht das Recht rauben laſſen wollen, ihrem Kinde möglichſt viel Freuden, einen ſonnigen wolkenloſen Lenz zu bieten. Eine ſchöne Jugend! Selbſt das werden uns die ewigen Kinder nicht beſtätigen, daß dieſe Jugend ſchön geweſen. Sie werden zugeben müſſen, daß ſie immer ein Drängen gehabt haben, aus den engen Wänden hinauszuſtürmen und ſich recht nach Herzensluſt auszutoben. Nach Abenteuern hat es ſie gelüſtet: mit einem Boote den Strom abwärts zu fahren, bis ſie in das Meer kämen; oder ſich in die Wälder als Räuber zu ſchlagen; nach Amerika auszuwandern und in den Prärien mit Indianern und andern Gegnern zu kämpfen. Nur weil ſie dieſer ewig gleichen Freuden und dieſes Betreuens und Behütens müde waren. Draußen lockte eine brauſende Welt und ſie wurden in einem goldenen Käfig bei gutem Futter von weichen Händen zurückgehalten. Was Wunder, wenn ſie ſchließlich verlernt haben, dem Ruf des Lebens zu folgen? Ich weiß nicht, von wem das Märchen iſt (ich glaube von Oskar Wilde), das von einem Prinzen erzählt, der Gaſſenjungen beneidete, die ſich ſo fröhlich auf der Straße tummelten, unbekümmert, ob ſie ein Wagen überfahren oder ein Reiter verletzen könnte. Solcher Prinzen gibt es unzählige und jede Mutter hat ihren Prinzen, den ſie ängſtlich vor der Straße behütet, den ſie nicht verlieren mag, der immer ihr treuer Sohn bleiben ſoll. In dieſer aufopfernden Liebe ſteckt faſt ſchon ein brutaler Egoismus.

Wir lieben unſere Kinder und verlangen den Lohn der Gegenliebe. Wir opfern uns, auf daß ſie ſich für uns opfern. Wir zittern um ſie, damit ſie um uns zittern ſollen. Doch wir ſollten aus den Erfahrungen der Menſchenkenner lernen, uns zu beherrſchen.

Die Kinder gehören nicht uns! Liefern wir ſie blutenden Herzens, mit bebender Angſt dem blinden Leben aus. Dorthin gehören ſie. Dort erfüllt ſich ihr Geſchick.

Wir verlieren vielleicht das Kind. Vielleicht! Aber die Welt gewinnt einen Menſchen.

Das Glück der Ehe.

„O — Menſchenherz, was iſt dein Glück? — Ein rätſelhaft geborener — und, kaum gegrüßt, verlorener — unwiederholter Augenblick!" ſingt Lenau, der typiſche Dichter des Peſſimismus. Mehr als alle Philoſophen, die über dem Rätſel des Glückes gebrütet haben, ſagt uns der Poet mit ſeinem knappen Vierzeiler. Das menſchliche Glück iſt nur ein Augenblick, ein flüchtiger Übergang von einer Stimmung in die andere, eine aufzuckende Flamme, die für einige Sekunden unſeren Geſichtskreis mit roſigem Lichte erfüllt.

Unſer Leben ſchwankt fortwährend zwiſchen Luſt- und Unluſtgefühlen. Manchmal ſind die einen oder die anderen ſo gering betont, daß wir weder Luſt noch Unluſt empfinden. Steigern ſich die Luſtgefühle derart, daß uns das Leben als eine Freude erſcheint, dann beherrſcht uns die Empfindung des Glückes. Das Daſein als Luſtgefühl empfinden, heißt glücklich ſein. Nun iſt ohne Unluſtgefühl kein Luſtgefühl möglich. Was iſt nun überwiegend? Luſt oder Unluſt? Schopenhauer führt alle Luſt auf Aufhebung oder Minderung der Unluſt zurück, Leibniz dagegen alle Unluſt auf Verdrängung der Luſtgefühle. Offenbar haben beide Philoſophen recht. Der Übergang von Unluſt zur Luſt iſt der Augenblick des Glückes, und dieſes Luſtgefühl kann ſeiner Natur nach nur flüchtig ſein. So ſagen die Peſſimiſten.

Das Weſen des Glückes kann aber unmöglich allein in der Aufhebung eines Unluſtgefühles beruhen, wie es Schopenhauer meint. Außer den Unluſtgefühlen kommt noch ein anderes Moment in Frage, das der Spannung und Entſpannung. Der Menſch bedarf immer einer gewiſſen Ladung mit Reizen, um leben zu können; der Höhepunkt der Ladung führt ein hochgradiges Spannungs-

gefühl herbei und die Entspannung wird direkt als Lustgefühl, unter Umständen als Glück empfunden. (Nach den Ansichten Wundts, der eine Mehrdimensionalität des Gefühlssystems annimmt, käme noch die Erregung und Beruhigung hinzu.)

Alle künstlerische Wirkung beruht auf solchen künstlich erregten Spannungen und Entspannungen. Alle unsere Hoffnung, unsere Sehnsucht, unser Streben ist ein ewiges Spannen und Entspannen. Der kurze Moment der Entspannung ist das Glück. Nur ein flüchtiger Moment, verhältnismäßig länger, wenn die Spannung länger dauerte. Dann bedarf der Mensch wieder neuer Reize, neuer Ladungen, neuer Erregungen, neuer Hoffnungen, um sich die Illusion eines zu erobernden Glückes zu schaffen. Ein armer Mann erobert seine Freuden, sein Glück mit geringen Mitteln, aber seine Glücksmöglichkeiten sind unendlich reicher als die des Millionärs. Wie viele *Wünsche* stehen ihm vor seinen Wirklichkeiten, Wünsche, deren Erfüllung ihn für einen Moment glücklich machen könnten! Laßt ihn zum Millionär und seine Wünsche zur Erfüllung werden, er wird nicht glücklicher sein können. Wie schwer wird es für ihn werden, Neues zu erleben! Das Glück ist die Möglichkeit, zu wünschen.

Wir dürfen das Glück der Menschen nicht nach dem *Schein* beurteilen. Wir müßten die Lust- und Unlustgefühle wägen können, dann würden wir sagen, glücklich ist der Mensch, bei dem die Lustgefühle die Unlustgefühle verdrängen. Aber auch die sogenannten glücklichen Menschen haben nicht immer die Empfindung ihres Glückes. Glücklich erscheinen sie nur dem Neide und der Begehrlichkeit der andern. Man ist für die andern glücklich, für sich vielleicht unglücklich.

Ist schon das Glück *eines* Individuums ein komplizierter flüchtiger Zustand, ein Übergang von Moll zu Dur, eine Station zwischen Unlust und Lust, ein Ausgleich zwischen Spannung und Entspannung, ein zwischen Erregung und Befriedigung wechselnder Zustand, um wieviel komplizierter ist erst das Glück *zweier* Individuen, die miteinander in *Ehe leben*, ist also das Glück der Ehe. Vergleichen wir das Empfindungsleben eines Menschen mit

einer Wellenlinie. Die Wellenhöhen sind die Lustgefühle, die Wellentäler die Unlustgefühle. Die Spitze des Wellenberges manifestiert die „Augenblicke des Glücks". Soll eine Ehe glücklich sein, so müssen die beiden Empfindungskurven in gleichem Rhythmus verlaufen. Wellenhöhen und Wellentäler müssen, auf eine Fläche projiziert, parallel erscheinen. Die Entspannungen müssen zu gleicher Zeit erfolgen. Es müßte jener ideale Zustand sein, der, ach, nirgends zu finden ist. Nur zu oft läuft die Empfindungskurve von Mann und Frau nicht im gleichen Rhythmus. Dann gibt es eine Disharmonie, die kein Glücksgefühl aufkommen läßt.

Wir sehen also, wie schwierig es für zwei Menschen überhaupt ist, zu gleicher Zeit glücklich zu sein. Und miteinander glücklich sein, heißt eben zu gleicher Zeit glücklich sein. Um wie vieles schwieriger wird das Problem des Glückes bei Eheleuten, wo noch eine Menge anderer Momente in Frage kommen.

Damit die Entspannungen gleichzeitig erfolgen, ist eine solche Anpassung notwendig, daß eine Individualität ihr seelisches Eigenleben aufgibt. Der Mensch muß sich in den Menschen „einfühlen". Er lebt dann nur in dem andern. Tatsächlich kommen ja solche Anpassungen, die häufig Unterwerfungen sind, vor, ebenso wie Einfühlungen, die aus zwei Herzen zwei gleichschlagende Uhren machen. Die Frau interessiert sich für den Beruf des Mannes, der Mann für die Sorgen der Hausfrau usw. Damit ist ein Teil, aber nur ein Teil, der Bedingungen des Glückes erfüllt. Denn jeder Mensch lebt außer seinem Berufe noch seiner zweiten Welt, der Welt seiner Ideale, seiner Träume und seiner Hoffnungen. Auch in dieser zweiten Welt müßte die Verknüpfung der Lustgefühle, mußte die Einfühlung stattfinden. Auch die Spannungen der zweiten Welt müßten gemeinsam und gleichzeitig erfolgen.

Wie häufig mag das im Leben vorkommen? Wenn unter Millionen Ehen eine einzige diese Bedingung erfüllt, so wäre das schon ein großes Wunder.

Im wirklichen Leben sind die glücklichen Ehen viel seltener als in den Lustspielen und Romanen. Im Großen und Ganzen kann man eigentlich sagen: Eine glückliche Ehe ist diejenige, die nicht

— unglücklich ist. Gemeiniglich sieht man die Liebesehen als außerordentlich glücklich an. Freilich in einer Hinsicht mögen sie es sein. Nämlich in Bezug auf die Befriedigung der sexuellen Spannungen. Überhaupt steht hinter jeder Ehe das große Fragezeichen des sexuellen Problems. Bei den Liebesehen spricht der Instinkt ein großes Wort mit und führt die Menschen zusammen, offenbar im Dienste eines grandiosen Entwicklungsplanes. Weininger hatte geglaubt, mit der Entdeckung der bisexuellen Anlage das Geheimnis der glücklichen Ehe enträtselt zu haben. M und W (Männlichkeit und Weiblichkeit) müssen einander ergänzen und das Problem ist bis auf den letzten Rest gelöst. Ja — wenn die Sexualität allein in Frage kommen würde! Und auch da nicht. Es wirken noch so viele äußere Momente auf die erotischen Kurven, daß eine vollkommene Harmonie in den seltensten Fällen möglich sein wird.

Die Liebe ist eine vorübergehende Psychose, ein Wahn, der dem geliebten Wesen die wunderbarsten, göttlichsten Eigenschaften andichtet. Kommt dann nach der Erfüllung der Sehnsucht die Ernüchterung, zeigt sich die nackte Wahrheit, daß der geliebte Teil auch nur ein Mensch mit seinen Schwächen und Fehlern ist, verrinnt der schöne Wahn im Sande, so tritt ein gefährliches Stadium der Reaktion ein. Der Getäuschte rächt sich unbewußt am anderen Teil für seine Täuschung, er quält sich und das geliebte Wesen mit Vorwürfen — und es dauert eine Weile, bis durch gegenseitige Anpassung und durch die Macht der Gewohnheit neue Glücksmöglichkeiten geschaffen werden. Das beweisen uns die Sprichwörter aller Nationen. „Wer aus Liebe heiratet, lebt immer im Kummer" (portugiesisch). „Wer sich aus Liebe nimmt, verläßt sich aus Wut" (italienisch). „Ehestand, Wehestand" (deutsch). „Bei einer Frau für eine Freude sieben Schmerzen" (niederländisch). Offenbar spricht aus diesen Sprichwörtern die tausendjährige Erfahrung des Volkes. Moltke machte einmal die richtige Bemerkung, Liebesehen seien deshalb unglücklich, weil die Liebenden an einander größere Anforderungen stellen als Menschen, die aus kühler Berechnung eine Ehe eingegangen sind. Freilich, die sogenannten Vernunftehen sind eigentlich nur

eine ökonomiſche Gemeinſchaft, ein Kompaniegeſchäft, wo die materiellen und grob ſinnlichen Bedürfniſſe die erſte Rolle ſpielen. Bei der Liebesehe iſt es ganz anders. Da muß die ganze Macht der Illuſion aufgeboten werden, um die gegenſeitige Überſchätzung aufrecht zu erhalten, um das Gefühl immer auf der Höhe zu erhalten. Wo die natürlichen Kräfte nicht ausreichen, um die hohe Spannung des Gefühlslebens aufrechtzuerhalten, muß die Verſtellung und die Täuſchung einſetzen.

Man kann ruhig die Behauptung aufſtellen, das Glück der Ehe hänge in erſter Linie von der Frau ab. Das zeigt ſich in jeder Ehe. Der Mann iſt im Grunde genommen polygamiſch angelegt. Seine Treue iſt Beſchränkung. Seine Liebe nimmt den Umweg übers Gehirn — die kurze Zeit der Liebespſychoſe abgeſehen. Die Frau iſt monogamiſch veranlagt. Ihr Denken nimmt den Umweg übers Herz. Sie denkt mit dem Gefühl. Grund genug zu ſchweren Konflikten, da die Liebe fälſchlich als altruiſtiſches Gefühl aufgefaßt wird. Der Egoismus der Liebe macht die Frau blind. Sie will die erſte und einzige ſein, ſie will dem Manne mehr ſein als Beruf, als Kinder, als künſtleriſche Neigungen.

Dieſer Egoismus der Liebe macht ſo viele Liebesehen unglücklich. Der Mann kehrt ermattet nach der aufreibenden Arbeit des Tages heim und hat meiſtens ein Bedürfnis: Ruhe und Behaglichkeit, damit er ſeine Spannkräfte für den Kampf ums Daſein ſammeln kann. Der Frau jedoch war der ganze Tag die Erwartung des Abends, da der Mann ihr gehören wird. Jetzt will ſie in ihre Rechte treten, jetzt ſoll er nur für ſie leben, ſich nur mit ihr beſchäftigen. Jetzt erwartet ſie jene Zärtlichkeiten, nach denen ſie ſich den ganzen Tag geſehnt hat. Wir ſehen dieſen Gegenſatz. Beim Manne vollſtändige Entſpannung, beim Weibe der Höhepunkt der Spannung, die ihrer Entladung harrt. Je größer die Liebe, deſto größer die Erwartung. Dieſes Mißverhältnis muß zu Konflikten führen, zu Szenen, zu Vorwürfen, nach denen in Form der Verſöhnung wieder ein kurzes Glücksgefühl, eine gemeinſame Entſpannung herbeigeführt wird. Eine kluge Frau wird dieſen Konflikten weiſe aus dem Wege gehen und überhaupt ihre Perſon in den

Hintergrund stellen. Aber welche liebende Frau könnte immer klug sein?

Diese Erscheinung gestattet uns das Verständnis für die Psychologie des Dreiecks, für die Notwendigkeit des Dritten in mancher Ehe. Oft lernt man Ehemänner kennen, die ihre Hörner mit unglaublicher Verblendung tragen und dabei überaus glücklich sind. Solche Männer sind blind aus unbewußten Motiven. Der Hausfreund hat die anstrengende Arbeit übernommen, der Frau durch Huldigungen und Schmeicheleien die Illusion des Glückes zu schaffen. Er kommt für ihr sexuelles Defizit auf, während der Mann zufrieden ist, daß ihm die quälenden Vorwürfe nicht die kärglichen Stunden der Ruhe verbittern. Oft erlebt man es, daß solche Männer von dritter Seite aufgeklärt werden. Dann spielen sie notgedrungen die Rolle, welche die Welt von ihnen verlangt. Sie machen die große dramatische Szene, die mit Versöhnung oder Scheidung endet und sind dann erst wahrhaft unglücklich. Daß bei solchen Verhältnissen zu dreien auch gewisse Lustgefühle eine Rolle spielen, erweist sich aus zahlreichen Beobachtungen. Oft wird das erotische Gefühl durch solche Gedanken an einen „Dritten" gesteigert.

Anders als die Untreue der Frau ist oft der Ehebruch eines Mannes zu werten. Manchmal ist er nur die heimliche Rache für sinnlose Quälereien, die der Mann erleiden muß; manchmal sucht er bei anderen Frauen brutale Sinnlichkeit, Perversionen, während er seine Frau in keuscher Zurückhaltung behandelt. Auch manche Frau nimmt durch ihre Untreue Rache für das schlechte Benehmen ihres Mannes. So kannte ich eine Frau, die alle Selbstachtung vor sich verloren hatte, weil sie von ihrem Manne vernachlässigt und betrogen wurde. Nach einem Ehebruch begann sie sich wieder zu achten. Eine Frau, die von ihrem Manne gut behandelt wird, scheut sich gewöhnlich vor dem Ehebruch. Anders verhält sich die Sache beim Manne. Oft ist die Untreue des Mannes nur die Folge eines polygamischen Lebens vor der Ehe. Von den gewöhnlichen, schlechten, brutalen Männern wollen wir hier nicht sprechen. Uns interessiert eigentlich nur der Umstand, weshalb zwei gute Menschen mit einander nicht glücklich sein können. Die Un-

treue des Mannes ist oft nur die Entschädigung für die Enttäuschung. Aber es kommt auch vor, daß die Frau die Dritte nicht bemerken will, weil sie auf diese Weise glücklicher ist, weil durch das geheime Schuldbewußtsein des Mannes ihr auf andere Weise vergolten wird, was ihr an Unrecht zugefügt wurde. Derartige Ehen können den Schein einer „glücklichen Ehe" vortäuschen und sind doch in Wirklichkeit unglückliche Ehen. Denn nur wenn zwei Menschen es dahin gebracht haben, ihre Individualitäten einander so anzupassen, daß die Reibungsmöglichkeiten auf ein Minimum eingeschränkt werden, wenn sie sowohl in ökonomisch-ethischer, als in sexueller Hinsicht eine Einheit bilden, hat man das Recht, von einer glücklichen Ehe zu sprechen.

Dazu wäre es aber notwendig, daß man die Menschen ein wenig über das Wesen der Ehe aufklären würde, daß man den Mädchen außer den falschen Illusionen auch einige Wahrheiten über das wirkliche Leben sagen würde. Eine Schule der Ehe wäre eigentlich das Ideal aller Menschheitsfreunde. Meist kommen wir zu unseren Kenntnissen erst, wenn es zu spät ist. Die Frauen könnten viel in einer solchen Schule lernen und die Männer nicht minder. Das Lehrbuch ist bereits von Dr. Löwenfeld („Das Glück der Ehe". Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden) geschrieben worden. Als erfahrener Menschenkenner schließt er mit einem Appell an die Frauen. Sie mögen sich nicht dem Irrglauben hingeben, daß sie auf Grund ihrer gesetzlichen Rechte den Mann erhalten können. Sie müßten trachten, ihn immer wieder aufs Neue zu erobern. Das Gleiche gilt natürlich auch für die Männer.

Ja, darin liegt das Geheimnis des ehelichen Glückes. Sich immer wieder aufs Neue zu erobern, sich nicht auf einmal gänzlich auszugeben, sich immer als ein anderer und eine andere und doch derselbe und dieselbe zu erweisen und eine gewisse Distanz zwischen beiden Seelen einzuhalten, die noch eine Möglichkeit des Erkennens hoffen läßt. Die Vorzüge nicht als selbstverständlich hinzunehmen, die Schwächen mit dem gütigen Auge des Freundes zu entschuldigen, die Freuden des anderen als seine eigenen Freuden zu empfinden und das Menschliche nur menschlich zu werten.

Das kritische Alter des Mannes.

Darf man denn überhaupt noch vom Manne reden, ohne um Verzeihung zu bitten? Hat der Mann überhaupt noch eine Existenzberechtigung in den irdischen Gefilden? Ein Jahrzent lang haben wir nur vom Kind sprechen dürfen, wenn wir als normale Kultureuropäer betrachtet werden wollten. Es hieß: die Kunst des Kindes, das Jahrhundert des Kindes, die Seele des Kindes; das Kind sollte unser Führer, unser Beispiel und unser Muster sein. Jetzt wiederhallt die Luft das Kampfgeschrei des aller Fesseln entledigten Weibes. Frauen kämpfen in den Straßen Londons um das Stimmrecht, in den Salons von Paris um die Unsterblichkeit der Akademie und in der Literatur um ihre freie Betätigung auf dem Felde der Liebe. Über Nacht hat man entdeckt, daß das Weib ein „gefährliches" Alter habe, als ob wir die Frauen jemals für ungefährlich gehalten hätten. Jetzt ist der Teufel los. Frauen zwischen vierzig und fünfzig machen plötzlich ihren müden Männern große Szenen und reiben ihnen das orangegelbe Buch der Karin Michaelis unter die Nase: „Sieh dich vor, ich bin im gefährlichen Alter! Nimm dich zusammen, ehe es zu spät ist."

Mit Verlaub! Auch die Männer haben ihre kritischen Jahre und ihr gefährliches Alter. Nur nicht einseitig sein. Wir haben zwar keine Karin Michaelis, die für uns mit Büchern und Weltreisen kämpft, aber dafür eine ernste Wissenschaft, die sich mit diesen Erscheinungen befaßt. Auch dem Manne präsentiert die Natur den Wechsel des Alters und zwar nicht immer in der liebenswürdigsten Form. Lange hat man diese Tatsache übersehen obwohl Freud schon längst das „Klimakterium des Mannes", beschrieben hatte. Auch Havelok Ellis wies periodische Erscheinungen beim Manne nach und dehnte diesen Vergleich mit dem Weibe auf das Klimakterium aus.

Iſt das nur ein böſer Witz oder eine Laune der Gelehrten? Nein! Es iſt gar nicht fraglich, daß auch der Mann ſein kritiſches Alter durchmachen muß. Eine Zeitlang, in der erſten Jugend, fühlt er ſich jung und ſtolz und im Vollbeſitz aller ſeiner Kräfte. Alle Arbeit erſcheint ihm ein Spiel; immer ſtolzer ſteigen ſeine Hoffnungen; immer größer wird ſein Wagen und Wollen. Dann gibt es eine Periode, wo alles im gleichen bleibt. Es geht nicht aufwärts, aber wenigſtens nicht abwärts. Wie lange dauert das? Jedem viel zu kurz. Dann kommt eines Tages die unerbittliche Stunde, wo der Mann das überraſchende Gefühl hat, er ſei alt. Oder beſſer, er werde alt. Schon vorher hatten ſich einige weiße Haare gemeldet und einzelne feine Runzeln und flüchtige Furchen hatten das glatte Geſicht gezeichnet. Nun iſt plötzlich das Alter da. Wie es ſich zeigt? Sehr verſchieden. Der eine merkt, daß ihm eine Arbeit nicht ſo leicht von der Hand geht wie ſonſt, der andere, daß es ihm ſchwerer fällt, ſeine Gedanken zuſammenzuhalten; der dritte, daß er bei einer Bergpartie Herzklopfen bekommt; der vierte, daß ihm auf der Jagd wiederholt ein Schuß mißlingt. Kurzum, er ſagt ſich plötzlich: Du wirſt alt Knabe; ſieh dich beizeiten vor! Und es empört ſich etwas in ſeinem Innern gegen dieſe grauſame Beſtimmung der Natur. Er möchte ewig jung bleiben und alle Vorzüge der Jugend mitgenießen. Plötzlich klingt in ſeinen Ohren jener trügeriſche, ihn heimlich verfolgende, verzehrende, lockende, betörende Ton, den Schnitzler ſo treffend den „Ruf des Lebens“ getauft hat.

Wenn die Frauen ſchon gegen den Zwang der Ehe proteſtieren und auf dem Büchermarkte ihr Recht auf Liebe in hohe Auflagen umſetzen, warum ſollen wir Männer nicht auch in aller Beſcheidenheit dasſelbe Recht geltend machen? Bevor ich das näher ausführe, muß ich mich noch mit einer merkwürdigen Tatſache befaſſen, die pſychologiſch von der größten Bedeutung iſt. Die Tatſache lautet: Wir Menſchen rechnen nicht nur mit Wirklichkeiten, ſondern auch mit Möglichkeiten. Glück iſt die Summe aller Möglichkeiten, wie ich ja im vorhergehenden Kapitel ausgeführt habe.

Vielleicht werde ich das an einem praktiſchen Beiſpiel beſſer illuſtrieren können. Wenn ich von Wien fern bin, ſtudiere ich mit

Aufmerksamkeit die Programme aller Theater und ärgere mich. „Schau', schau'," sag' ich mir, jetzt wird in Wien der „Sommernachtstraum" gegeben und du hast dir so lange gewünscht, ihn zu sehen". Und ich bekomme eine tiefe Sehnsucht nach Wien und nach allen seinen Möglichkeiten. Sie bleiben nämlich meistens Möglichkeiten für mich. Wenn ich in Wien bin, so gehe ich selten zu den Theaterstücken, in die Ausstellungen, zu den Vorträgen, die mich in der Ferne so gelockt haben. Mir genügt die Möglichkeit. Ich könnte ja hingehen, wenn ich wollte, ich tue es aber nicht, weil mich die Arbeit und mein Beruf, vielleicht auch der Mangel an Initiative hindern.

Auch die Männer haben Liebesbedürfnisse, die in der Ehe nicht gestillt werden. Ich will nicht das alte Lied von den polygamischen Instinkten der Männer, von dem allgemein menschlichen Reizhunger, von den natürlichen Bedürfnissen nach Variationen wiederholen. Wer heiratet, muß eben die kostbaren Errungenschaften des Heims und der Familie mit gewissen Opfern bezahlen. Einen oder eine lieben, heißt auf alle andern verzichten.

Ich kenne Männer, die jahrelang um eine Frau geworben haben, schier unüberwindbare Hindernisse überwunden haben und endlich am Ziele waren. An dem Tage, da ihnen das große Glück zuteil wurde und alle Sehnsucht zur Erfüllung werden sollte, flüchteten sie sich in einen stillen Winkel und weinten, wie sie noch nie im Leben geweint hatten. Man könnte ja sagen: es waren Tränen des Glückes. Das wäre aber eine jener gefährlichen Lügen, mit denen wir uns, ach, so gern belügen. Sie weinten um den Verlust ihrer Freiheit. Bisher hatten sie tausend Möglichkeiten, jetzt nur eine Wirklichkeit. Mag die Wirklichkeit noch so schön sein, sie wird uns die unendlichen Möglichkeiten nie ersetzen. Jedes Mädchen auf der Straße durften sie noch werbend anblicken; bei jeder konnten sie denken, sie könnte noch einmal die Ihre sein. Ihre Gedanken hatten noch das Recht, mit Möglichkeiten zu spielen und Träume auszuspinnen. Jetzt war das alles vorüber, und was ein Spiel gewesen, war nun fast Sünde.

Im kritischen Alter des Mannes gibt es einen Tag, da man die Bücher seines Lebens prüft und die Möglichkeiten ihren Bankerott

anſagen. Italieniſche Soziologen haben berichtet, daß in Meſſina nach dem Erdbeben alle Bande der Ordnung gelöſt waren. Alles liebte durcheinander. Es gab keinen Wiederſtand und zwiſchen den berſtenden Mauern und den brennenden oder rauchenden Gebälken feierte die Liebe ihre kühnſten Orgien. Es war der Rauſch, der die Menſchen überfällt, wenn ſie die Nähe des Todes fühlen. Das Aufflackern der Flamme vor dem Erlöſchen. Das Eilen und Haſten vor Torſchluß. Ähnliches berichten ruſſiſche Ärzte von Regimentern, die im Ruſſiſch-japaniſchen Kriege vor einer Schlacht in erſter Reihe ſtanden und des Todes ſicher waren. Warum ich das hier erzähle? Weil auch in den kritiſchen Jahren des Mannes ein ſolches Aufflackern aller Leidenſchaften ſtattfindet.

Die Rolle des Mannes iſt eine aggreſſive. Sein größtes Glück iſt es, zu erobern. Bisher verſtrichen ihm die Jahre in Frieden, und die „Möglichkeiten" genügten ihm. Nun ſoll es auch mit dieſen Möglichkeiten ein Ende haben. Etwas in ihm empört ſich gegen dieſes raſche Ende ſeines Lebens, das nicht alle Lebensmöglichkeiten erſchöpft hat.

Die Wiſſenſchaft hat uns die Symptome dieſes kritiſchen Alters genau beſchrieben. Die Männer werden plötzlich ganz auffallend rührſelig und zeigen eine merkwürdige Neigung zum Weinen. Eine traurige Nachricht in der Zeitung, der Tod eines Bekannten, eine vorübergehende Störung in ihren Geſchäften erſchüttert ſie in ihrem ſeeliſchen Gleichgewichte und zwingt ſie zum Weinen. Sie machen ſich über alles Sorgen und ärgern ſich über Kleinigkeiten. Hitze und Kälte durchſchauern ihren Körper und ſie klagen über Blutwallungen nach dem Kopfe. Plötzlich ſind ſie in Schweiß gebadet, empfinden Angſt und wiſſen ſelbſt nicht wovor. Es ſchnürt ihre Bruſt zuſammen, beklemmt ſie und raubt ihnen den Atem. Unvermutet, bei Tag oder bei Nacht, überfällt ſie ein quälendes Herzklopfen, das ſie in Schrecken verſetzt. Sie leiden an Schwindel und verlieren den ruhigen Schlaf. Entweder ſie ſchlafen nur kurze Zeit, von Angſtträumen geweckt oder ſie ſind ſchlaflos. Sie eilen erſchreckt zum Arzt und fordern Abhilfe von ihren quälenden Beſchwerden.

Manche Psychiater führen diese Störungen auf Veränderungen der Keimdrüsen zurück, in ähnlicher Weise, wie man es von den Störungen der Frauen behauptet hatte. Das mag vielleicht seine Richtigkeit haben. Sicher ist es, daß auch seelische Einflüsse mitspielen. Wir wollen dabei die Störungen der „inneren Sekretion" nicht unterschätzen. Sprechen doch viele Erfahrungen dafür. Wir wissen heute, daß jede Drüse einen bestimmten Stoff abscheidet und daß die Gesundheit des menschlichen Organismus davon abhängt, daß diese verschiedenen Stoffe nicht im Übermaß und nicht in zu geringem Maße abgesondert werden, da sonst der Chemismus des Blutes empfindlich gestört wird. Denken wir auch an die sensationellen Versuche des französischen Forschers Brown-Sequard, der ein Verjüngungsmittel in dem Safte der tierischen Geschlechtsdrüsen gefunden hatte. Auch der russische Forscher Pöhl berichtete über bedeutende Erfolge mit ähnlichen Präparaten.

Aber vernachlässigen wir nicht die seelischen Komponente. Solche Bücher, wie das viel gelesene und zitierte Buch der Karin Michaelis, mögen sie nun allgemein gültig sein oder nicht, verraten etwas von den Sturm der Gefühle, der in der Seele der Frau tobt, wenn sie von ihrer Jugend und Schönheit Abschied nehmen muß. Man wird einwenden: Es handelt sich um eine hysterische Frau. Aber etwas hysterisch ist jede Kulturfrau, das heißt jede Frau der „kulturellen Oberschichte". Was bei der einen als verzehrender Brand durch die Decke schlägt und aller Welt sichtbar wird, ist bei der andern ein leise flackerndes Feuer, das scheinbar gelöscht wird, aber noch immer im verborgenen weiterglimmt. Das Buch der Michaelis mag ein gefährliches Buch sein. Aber gestehen wir es offen ein: es ist auch ein ehrliches Buch. Alle Achtung vor dem Weibe, das den Mut hat, seine Brunst in alle Welt hinauszuposaunen. Denn es gibt keine objektiven Romane. Jeder schreibt nur sich und wieder sich.

Doch wir haben jetzt dem Weibe, das ihr Recht auf Liebe im gefährlichen Alter geltend macht, etwas entgegenzuhalten: den Mann, dem es ebenso geht. Wenn die Frauen so stürmisch an den Eisenstäben ihres Kerkers rütteln, so mögen sie nicht vergessen, daß auf der andern Seite des Kerkers auch ein Mann steht, den es

ebenso nach Freiheit, Liebe und schrankenlosem Genießen gelüftet. Wohin kämen wir, wenn die Leidenschaften alle Dämme überfluten würden, welche ihnen ein jahrelanges, stillschweigendes Übereinkommen gesetzt hat? Ohne Verzichten gibt es kein Leben. Das mögen sich die Frauen à la Karin Michaelis gesagt sein lassen. Mann und Frau, beide müssen schauen, wie sie über das kritische Alter hinwegkommen. Dem Rausche der schwer errungenen Freiheit folgt sehr bald der Katzenjammer der Ernüchterung. Das Aufflackern der Leidenschaften im kritischen Alter ist nur ein scheinbares; denn das wirkliche Alter erscheint unbarmherzig, unaufhaltsam und raubt uns mit grausamer Hand alle Illusionen. Aber es bringt auch etwas Köstliches mit für den Weisen, der nicht sein ganzes Glück auf die eine Karte der Liebe gesetzt hat: die herrliche Ruhe des Erkennenden, der *über* allen Kämpfen und Stürmen steht; ein stilles Genießen der Freuden des Tages mit dem Bewußtsein, es könnte der schönste, und dem Wunsche, es möge nicht der letzte sein.

Die Tragikomödie des kritischen Alters liegt in dem Umstand daß sie den ungeheuren Gegensatz zwischen Wollen und Können enthüllt. Die Frauen wollen gefährlich werden, wenn sie längst schon ungefährlich sind; die Männer wollen erobern, wenn sie längst erobert sind. Es ist ein Spiel der Wünsche mit den Tatsachen, ein Kampf der Phantasien mit der Realität. Glücklich die Menschen, denen die harte Fron des Tages diese Kämpfe erspart! Seien wir nur aufrichtig: Frauen, die in den Sorgen des Alltags, in der Erziehung ihrer Kinder aufgehen, werden alt, ohne daß sie es wissen und erhalten sich dabei vielleicht ewig jung. *Denn nur das Bewußtsein unseres Alters macht uns alt.* Ebenso werden Männer, die um ihr tägliches Brot ringen müssen, die kritischen Wechseljahre durchmachen wie der Reiter, der über den Bodensee sprengte. Plötzlich war er drüben und die Gefahr war hinter ihm. Der Ruf des Lebens tönt denen am stärksten, die nicht leben. Und leben heißt ringen, schaffen, leisten, sorgen, wirken, kämpfen und auf ein trügerisches Glück und die billigen Erfolge der flüchtigen Stunde verzichten.

Gebrochene Menſchen.

Wie ſelten findet man einen „ganzen" Menſchen! Wollte man dem Scheine nach urteilen, man müßte glauben, der ganzen Menſchen gibt es eine ſchwere Menge. Seht nur, wie ſtolz ſie einherſchreiten, wie ſiegesbewußt ſie auf ihr Ziel losſteuern, wie ſicher ſie allen Stürmen trotzen! Alles Wahn und Trug! Reißt die Hüllen herunter und ihr werdet Sprünge ſehen, die mühſam verkittet ſind, um ein Ganzes vorzutäuſchen. Klopft nur leiſe mit dem Finger an und der dumpfe Klang wird euch belehren, daß ein tiefer Riß durch das verborgene Innere geht.

Ein „ganzer" Menſch! Welche Wunder der Erziehung und des Willens müſſen da zuſammenwirken, damit er zuſtandekommt? Sucht in unſrer jammervollen Zeit der Gegenſätze mit rieſengroßen Scheinwerfern der Erkenntnis, und ihr könnt euch glücklich ſchätzen, nach langem Bemühen einen einzigen gefunden zu haben. Alles, was euch umgibt, iſt Trödlerware, mehr oder weniger gut herausſtaffiert. Greift rechts und links hinein ins volle Menſchenleben und ihr werdet immer wieder das gleiche finden: „gebrochene" Menſchen.

Man mag über die Freiheit des Willens denken, wie man es zu verſtehen ſich einbildet. Die Menſchen mit einem ſtarken, eiſernen Willen werden immer ſeltener. Freilich, ein jeder Kulturmenſch kann uns ſofort ein Dutzend ſolcher Tatmenſchen an den Fingern aufzählen. Was beweiſen dieſe Ausnahmen? Gehen nicht Millionen in jammervollem Verſagen zugrunde, ehe ſich *ein* Starker erhebt? Stöhnen nicht unzählige gebrochene Menſchen unter der drückenden Laſt, die ihnen *ein* Ganzer aufbürdet?

Nein, die Zeppelins und Nanſens beweiſen nichts für die Meiers und Schulzes.. Was ſind die zahlloſen Nervöſen anderes, als gebrochene Menſchen? Als unglückliche Produkte einer Zeit, in

der Intellekt und Gefühl, Wollen und Können, Begehren und Entsagen miteinander im heißen Kampfe liegen.

Um es rund heraus zu sagen: Unsere Erziehung ist durch und durch verfehlt und verpfuscht. Wir werden systematisch zur Unselbständigkeit erzogen. Wir werden überhaupt viel zu viel erzogen und erziehen selbst zu viel. Ist es ein Wunder, wenn unsere Kinder zu lebensschwachen Menschen werden? Man sehe sich doch genauer an, was an diesen kleinen Zukunftsmenschen verbrochen wird.

Das Beste, was wir unsern Kindern auf die Lebensreise mitgeben können, ist die Selbständigkeit. Die Erziehung zur Selbständigkeit ist eine der Hauptaufgaben der Eltern, sicherlich die wichtigste und lohnendste. Was sind alle irdischen Güter, was die Waffen des Geistes, was das profundeste Wissen, wenn es dem Menschen an Selbständigkeit fehlt, wenn er nie ein „Eigener" sein kann?

Seit die Ein- und Zweikinderehe als allgemein giltiges Gesetz besteht, sind die Kinder die „zitternden Freuden" der Eltern geworden. Man fühlt sich so wichtig in der Aufgabe, das Kind zu erziehen und es vor jedem rauhen Windhauch zu behüten. Das Kind darf nicht allein im Zimmer bleiben, geschweige denn allein ausgehen. Man läßt ihm nicht die kleinste Entscheidung frei. Ist es ungehorsam, so wird der Trotz mit Strafen oder mit Entziehung der Liebe gebrochen. Kurzum: das Kind muß alles wollen, was die Eltern wollen.

Nun glaube ich nicht, daß man die Kleinen in völliger Anarchie und zu Haustyrannen heranziehen soll. Behüte der Himmel! Aber zwischen einem tyrannisierten und tyrannisierenden Kinde gibt es tausend Zwischenstufen. Ich meine, eine gewisse Freiheit der Entscheidung sollte man dem Kinde lassen. Man sollte es beizeiten zur Selbständigkeit und zu selbständigem Entschluß erziehen.

Man gebe dem Kinde eine gewisse Freiheit und die damit verbundene Verantwortlichkeit. Man lehre es beizeiten, für sich selber sorgen und sich selber behüten. Und vor allen Dingen: Man hüte sich vor allzu starken Imperativen, vor allzu gewaltsamen Mitteln in der Erziehung.

Wie viel Unheil hat die lächerliche Eitelkeit der Eltern auf dem Gewissen! Der Eltern, die aus den Kindern etwas Großes machen wollen, oder überhaupt etwas, was sie selbst nicht erreichen konnten. Oder der Eltern, die den Kindern einen Beruf vorherbestimmen, zu dem sie später nicht die geringste Lust und Fähigkeit zeigen. Dann kommen jene Unglücksmenschen zustande, die ihren Beruf hassen und diesen Haß aufs ganze Leben übertragen. Lebensfreude ist Freude an der Arbeit. Wen die Arbeit nicht freut, der ist eben für diese Arbeit nicht geschaffen und sollte sich eine andre suchen. (Wobei wir nicht vergessen wollen, daß es unglückliche Menschen gibt, die gar keine Arbeit freut.)

Ich sprach von den allzu starken „Imperativen" der Eltern. Jeder erfahrene Seelenarzt kann Beispiele berichten, wie ein starker Wille der Eltern lebensschwache Geschöpfe herangezogen hat. Doch viel tiefer als die Ärzte blicken die Dichter. Gerade zu diesem Thema kam mir ein Buch von Hermann Hesse in die Hand, „Nachbarn" betitelt. (S. Fischer, Berlin, 1909.) Wer Hermann Hesse kennt, der wird sofort vermuten, daß dieser Dichter in schlichter, anspruchsloser Form fein beobachtete Lebensausschnitte vorführen wird, tiefes psychologisches Erfassen mit hoher künstlerischer Auffassung verbindend, und er wird sich in dieser Erwartung nicht getäuscht sehen. Eine dieser Erzählungen, „Walter Kämpff", macht uns mit dem Schicksal eines Menschen bekannt, der alle Anlagen zu einem Künstler in sich reifen fühlte und den sein Vater zum Kaufmannsstande bestimmte. Auf dem Krankenbette nahm ihm der sterbende Vater das feierliche Versprechen ab, Kaufmann zu bleiben. Gegen den Willen der Mutter, die sich nur ungern den Wünschen des Sterbenden fügte. Doch lassen wir dem Dichter das Wort: „Mir wäre es sehr lieb," sagte der Vater in dieser ernsten Stunde, „wenn ich nun ganz gewiß wissen könnte, daß du, wenn du einmal groß genug bist, unser altes Geschäft weiter führst. Wenn du mir das versprechen würdest, daß du Kaufmann werden und später da drunten alles übernehmen willst, dann wäre mir eine große Sorge abgenommen und ich könnte viel leichter und froher sterben. Die Mutter meint . . ."

„Ja, Walter," fiel Frau Kornelie (die Mutter) ein, „du haſt gehört, was der Vater geſagt hat, nicht wahr? Es kommt ganz auf dich an, was du ſagen willſt. Du mußt es dir nur gut überlegen. Wenn du denkſt, es wäre vielleicht beſſer, wenn du kein Kaufmann wirſt, ſo ſag' es nur ruhig, es will dich niemand zwingen."

Eine kleine Weile ſchwiegen alle drei.

„Wenn du willſt, kannſt du hinausgehen und es noch bedenken, dann ruf' ich dich nachher," ſagte die Mutter. Der Vater heftete die Blicke feſt und fragend auf Walter, der Knabe war aufgeſtanden und wußte nichts zu ſagen. Er fühlte, daß die Mutter nicht dasſelbe wollte wie der Vater, deſſen Bitte ihm gar nicht ſo groß und wichtig ſchien. Eben wollte er ſich abwenden, um hinauszugehen, da griff der Leidende noch einmal nach ſeiner Hand, konnte ſie aber nicht erreichen. Walter ſah es und wendete ſich ihm zu, da ſah er in des Kranken Blick die Frage und Bitte und faſt eine Angſt und er fühlte plötzlich mit Mitleid und Schrecken, daß er es in der Hand habe, ſeinem ſterbenden Vater wehe oder wohl zu tun. Ein Gefühl von ungewohnter Verantwortung drückte ihn wie ein Schuldbewußtſein, er zögerte und in einer plötzlichen Regung gab er dem Vater die Hand und ſagte leiſe unter hervorbrechenden Tränen: „Ja, ich verſpreche es ganz gewiß." — — —

Man muß die weiteren Schickſale Walter Kämpffs beim Dichter nachleſen. Ich will nur kurz verraten, daß er an den Folgen dieſer Erpreſſung jammervoll zugrunde geht. So lange ſeine Mutter lebt, hält er ſich noch mühſam über Waſſer. Nach deren Tode verliert er den letzten Halt, und einem „gebrochenen Menſchen" erfüllt ſich ſein unabwendbares trauriges Schickſal....

Ähnliche Motive hat Hermann Heſſe in „Peter Camenzind" und in ſeinem Schulroman „Unterm Rad" verwendet. Es ſcheint ein Stück eigenen Lebens in dieſen Schilderungen zu liegen. So wahr, ſo ergreifend kann der Dichter nur aus ſich heraus ſchildern. Doch die Dichter haben vor dem armen „Walter Kämpff" eben das eine voraus, daß ſie ſich aus ſolchen Situationen durch ihre Kunſt retten können. Sie ſind unzerbrechlich. Schlägt ſie das Schickſal in tauſend bunte Scherben, ſo leimt ſie ihre Kunſt wieder

zu einem Ganzen. Sie überwinden das Schwerste mit doppelten Qualen — aber zum Segen der Menschheit....

Man würde es nicht glauben, wie schwer wir alle unter der Autorität leiden. Autorität in jeder Form. Seien es Eltern, Erzieher, der Staat, die Moral, die Religion. Die Nervosität ist das Kompromiß aus Autorität und Individualität. Wir stehen immer unter der Herrschaft von Imperativen, die wir wie eine Kette unser ganzes Leben mit uns herumschleppen. So ein Imperativ war der Wunsch des sterbenden Vaters bei „Walter Kämpff": „Du mußt Kaufmann werden."

Worte von Sterbenden haben oft eine ungeheure suggestive Kraft. Der Tod beherrscht das Leben mit gewaltsamem Absolutismus. Viele Kinder gehorchen den „toten Eltern" willig, während sie den lebenden getrotzt haben. Der Tod versteinert die Imperative, während das Leben sie zerbröckelt. Ich kann ein ähnliches Beispiel erzählen, wie das „Walter Kämpffs".

Eine sterbende Mutter sagt ihrem einzigen Sohne die inhaltsschweren, letzten Worte: „Hüte dich vor den Frauen!" Wie ergreifend ist nicht dieser letzte Aufschrei eines gequälten Mutterherzens, das sein Kind allen fremden, falschen Frauen ausgeliefert sieht! Man denkt an Scheffels wunderbare Verse: „Er wird jetzt wohl nach Welschland geh'n — und die Frauen sind dort so falsch und so schön!" Würde man es glauben, daß diese Worte das Unglück des so Ermahnten geworden sind? Was ihm ein Talisman hätte sein sollen, um ihn vor Verrat und Tränen, vor falscher Liebe und gebrochenem Herzen zu bewahren, das wurde ein Fluch, der ihn überall Verrat und Falschheit wittern ließ, wo auch das Glück echter Liebe sich zeigen wollte. Alle Freuden seines Lebens waren vergiftet. Er konnte kein Mädchen küssen, ohne daß er die grauenvollen Worte vernahm. Und als er sie nicht mehr hören wollte, als er sie in die Nacht des Vergessens drängte, wurde es noch schlimmer. Ließ er sich einmal von seinen heißen Sinnen fortreißen, so peinigten ihn die quälendsten Selbstvorwürfe: Er habe eine große Sünde, ein nicht gut zu machendes Verbrechen begangen. Er mied schließlich die Gesellschaft der Frauen und wurde ein vergrämter Junggeselle.

Er war ein gebrochener Menſch. Er hat das freie Beſtimmungsrecht über ſein Herz verloren. Er war nur ein gehorſamer Sohn ....

Ein anderer Fall iſt ebenſo merkwürdig. Eine zirka dreißigjährige Dame fühlt ſich ſeit ihrer Verheiratung unglücklich. Sie hatte ſchon am Tage der Hochzeit ſtundenlang geweint. Sie wußte nicht warum. Einmal fiel ihr während der Ausſprache mit mir der Grund ein. Ihre Mutter war unglücklich verheiratet geweſen und hatte wiederholt den Ausſpruch getan: *So lange ich lebe, dürfen meine Töchter nicht heiraten.*

In einem anderen Falle ließen ſich Mordgedanken auf einen Imperativ der Mutter zurückführen. Es handelte ſich um einen hochintelligenten Mann, der von den ſchrecklichen Zwangsvorſtellungen gepeinigt wurde, er könnte ſeine Frau ermorden. Die Frau lebte mit ſeiner Mutter im Streit. Einmal ſagte ſeine Mutter zu ihm: Ich begreife nicht, daß du mit dieſer Megäre leben kannſt. *Ein anderer hätte ſie ſchon längſt umgebracht.* So entſtanden dann ſeine Mordimpulſe, die ihn zur Verzweiflung trieben.

Doch dieſe heroiſchen Imperative ſind ſelten. Dagegen gibt es alltägliche Imperative, die ebenfalls eine große Bedeutung für unſer Seelenleben haben.

In jedem Kulturmenſchen kämpfen die Inſtinkte des Tatmenſchen mit den Forderungen der Erziehung. Sei brav! Der alte Mahnruf begleitet uns durchs Leben. Und wir alle wiſſen und fühlen es, daß auch das „Schlimmſein" ſeine Exiſtenzberechtigung hat. Daß jeder Menſch ſich ſeinen individuellen Sittenkodex zurechtzimmern muß, um weder dem andern noch ſich allzuviel Leides anzutun. Darin beſteht ja das Geheimnis menſchlichen Glückes: Die Forderungen des Lebens mit den eigenen in Einklang zu bringen.

Die „gebrochenen Menſchen" haben dieſe Fähigkeit verloren. Sie laufen ewig den fremden Imperativen nach. Sie hören traumverloren die Stimmen der eigenen Bruſt und können ihnen nicht Folge leiſten. Sie ſind die Gefangenen ihrer Vergangenheit und können nie die Herren der Gegenwart werden. Wer hat heutzutage den Mut, „allein" zu ſtehen? Alles rennt Schlagworten nach, gruppiert ſich in Parteien, erkieſt ſich ſeine Götzen,

ballt sich zu Haufen und findet selbst den Mut der Empörung nur in Haufen. Disziplin ist das Zauberwort unserer Zeit. Disziplin hält die großen Armeen, die politischen Organisationen zusammen. In der Vereinigung liegt das Heil der gebrochenen Menschen. Aber Millionen zerbrochener Menschen wiegen nicht einen ganzen auf. Dieser kommt dann stolz und siegeslächelnd daher und vollendet in Stunden, was die andern in Jahrzehnten nicht zu leisten vermochten. Die Legende vom Messias ist die Hoffnung auf den ganzen Menschen. Er soll uns von alten Imperativen erlösen und uns neue Ziele weisen. Aber, o Fluch des Schicksals! In dieser weisenden Gebärde schlummert ein neuer Befehl, der uns knechtet, indem er uns befreien will. Das ist Menschenlos.

Wir sind schon dazu geboren, entweder zu brechen oder gebrochen zu werden. Die „Walter Kämpffs" werden nie aussterben. Daran können weder Dichter noch Ärzte etwas ändern. Wir können uns nur bestreben, nach unsern schwachen Kräften dafür zu sorgen, daß die Menschen, die uns anvertraut werden, ganz bleiben. Das Ideal wäre, die Kinder so zu erziehen, daß sie andern befehlen und sich gehorchen können. Das wäre ungefähr die Richtungslinie auf eine sich im Nebel verlierende Zukunft....

Der „kleine Kohn".

Ort der Handlung: das gemütliche Zimmer eines berühmten Nervenarztes. Anweſend iſt eine kleine pſychologiſche Geſellſchaft, beſtehend aus ſechs Perſonen. Der Meiſter ſitzt am Schreibtiſche, bequem in einen Armſtuhl zurückgelehnt, die anderen um einen kleinen Tiſch gruppiert. „Der Unruhige" zieht ein kleines Manuſkript aus der Taſche und entſchuldigt ſich zuerſt, ſeinen Auftrag, ein erſchöpfendes Referat zu bringen, nicht ausgeführt zu haben.

Er beginnt: „Das Thema unſeres heutigen Abends iſt ein beſonders ſchwieriges. Wie kommt es, daß gewiſſe Schlagworte, gewiſſe Refrains, gewiſſe Melodien eine ſo ungeheure Popularität erlangen können? Worin beſteht das Geheimnis, daß das Lied „Haben Sie nicht den kleinen Kohn geſeh'n?" eine ſolche Verbreitung gewinnen konnte?

Ich geſtehe es offen, daß ich dieſe Frage nicht vollſtändig löſen kann. Ich möchte Ihnen heute nur einige Anregungen vorleſen. Meiner Anſicht nach müſſen wir bei dieſer Frage als Hauptmoment die angeborene Denkfaulheit des Menſchen betrachten. Dieſe Denkfaulheit entſpricht ja nur dem phyſikaliſchen Geſetze der Trägheit, das für Stoff und Kraft, für Geiſt und Materie dieſelbe Geltung hat. Zu dieſem Konſervatismus des menſchlichen Denkens geſellt ſich das große Bedürfnis vieler Individuen, geiſtreich zu ſcheinen und Humor auszulöſen. (Der bekannteſte Typus ſolcher Menſchen ſind ja jene Leute, die eine beſondere Freude an dem Verbreiten guter Witze finden.) Beiden erwähnten Momenten verdanken manche Schlagworte ihre raſche Verbreitung. Unſere inſtinktiven und erworbenen ſozialen Gefühle ſtellen den gedüngten Boden vor, gleichſam die Nährgelatine, auf der dieſe geiſtigen Mikroorganismen raſcher feſten Fuß faſſen und ſich weiter entwickeln

können. „Der kleine Kohn" entspricht dem lebhaften, sozialen Bedürfnisse der Menge, sich über gewisse Eigentümlichkeiten der Juden lustig zu machen. Sein geistiger Bruder, der in Wien verbreitete „Servus Brezina", ist der Ausdruck der erstarkten deutschnationalen Bewegung, deren Brennpunkt in Österreich ja der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen ist. Diese Refrains möchte ich am liebsten die sozialen Refrains nennen, weil sie der Stimmung einer ganzen Volksgruppe entsprechen, weil sie gewissermaßen einen ethnographischen Charakter haben. In dieses Kapitel gehören auch der „Boulanger-Marsch", der „Lueger-Marsch", die „Marseillaise" und verschiedene Schlagworte, wie zum Beispiel „Los von Rom", „Korrupte Bourgeoisie", „Secession" 2c. Während die erwähnten Schlagworte ihr Programm ganz offen bekennen, ja vermöge ihrer Kürze zur suggestiven Verbreitung gewisser Ideen sehr viel beitragen, verbergen die populären Refrains ihren ausgesprochen sozialen Charakter in geschickter Weise.

Eine andere Gruppe möchte ich die individuellen Refrains nennen. In Wien hat an ein und für sich unsinniges Lied eine ungeheure Verbreitung gefunden; dasselbe klingt mit folgendem Refraine aus: „Drah'n m'r um und drah'n m'r auf, es liegt nix d'ran, weil m'r 's Geld auf derer Welt net fressen kann". Dieser Refrain ist für die Wiener in gewisser Hinsicht auch ein sozialer, weil er ein Trostwort für die momentane schlechte materielle Lage enthält. In seiner Grundstimmung ist er ein individueller. Der Beamte, der seinen ganzen Gehalt in einer Nacht vergeudet, brüllt im Chore mit den anderen: „Drah'n m'r um und drah'n m'r auf usw." Er betäubt mit diesem Refrain die Stimme seines Gewissens; er fühlt sich in seinem Leichtsinn gestärkt durch den ganzen singenden Chor. Alle diese Menschen können ebenfalls ihr Geld nicht „fressen". Er befreit sich mit diesem Schlagworte, das zu seiner späteren mißlichen Lage gar keine Beziehungen hat, von unangenehmen Gedanken der Reue. Er festigt seinen Leichtsinn. Er überwindet die moralischen Imperative. Ähnlich wie in dem Liede „Küssen ist keine Sünd', mit einem schönen Kind'".

Eine dritte Gruppe von Refrains kann ich nicht anders als die „unsinnigen" bezeichnen. Treffende Beispiele für diese Gruppe

ſind die Berliner Refrains vom „Stumpfſinn“ und das erhebende Liedchen von der „Pflaume“. In Süddeutſchland hat ein Lied große Verbreitung gefunden, das mit den unſinnigen Worten ſchließt: „Mir ſan halt Landsleut, linzeriſche Buabn, wir kaufen uns a Sträußerl und ſteckens uns am Hut.“ Das Geheimnis dieſer Erfolge liegt in einer einfachen Melodie. Die Worte ſind nur ein einfaches Füllmaterial für ſolche einſchlagende Melodien. Daß es wirklich nur die Melodie iſt, beweiſt uns die große Popularität des „Tarara Bumdiöh“, das in Amerika mit einem ſehr traurigen Texte ſehr große Verbreitung erlangte und ſpäter in den verſchiedenſten Charaktereigenſchaften ſeine Reiſe um die ganze Welt antrat. In Wien wurde es ein übermütiger Gaſſenhauer, der ſich in einer anſtößigen Parodie raſch verbreitete. Ähnlich erging es ja dem Liede „Fiſcherin du Kleine“. Es erlangte eine zweite geheime Bedeutung, die ſehr viel zu ſeiner Popularität beitrug. Das führt uns nun zur Gruppe der verfänglichen Refrains, die offene und verſteckte Anſpielungen enthalten. Zum Beiſpiel „Im Chambre ſeparee“, das meiſtens von Leuten geſungen wurde, die im Leben kein Chambre ſeparee geſehen hatten. Die „Hulda, für die kein Stuhl da war“, die „Kleine Witwe“, die das Küſſen ſo gewöhnt iſt, daß ſie es nicht laſſen kann, „Großwardein“ ſind nur einige zufällig herausgegriffene Beiſpiele.

Dergeſtalt iſt das Material, aus dem die große Maſſe ihr Bedürfnis, geiſtreich zu ſcheinen, befriedigt. Der Ladenſchwengel, der ein beſſeres Geſpräch eröffnen möchte, fragt ſeine Dame mit großer Grazie und Wichtigkeit, ob ſie denn gerade über die „Unſterblichkeit der Maikäfer“ nachdenke. Mit Hilfe des „kleinen Kohn“ und des „Servus Brezina“ ſetzt er das ſiegreich begonnene Geſpräch fort, er ſucht einen „Stuhl für ſeine Hulda“ und landet dann glücklich mit der „kleinen Witwe“ im Chambre ſeparee. Er braucht nicht lange nachzudenken, er arbeitet mit Schlagworten. Er iſt auch ſicher, das nötige Verſtändnis zu finden, den neutralen Boden, auf dem ſich dann ihre ſchönen Seelen begegnen können. Betonen möchte ich noch einmal, daß manche Schlagworte, beſonders die ſozialen und individuellen, geradezu mit ſuggeſtiver Kraft wirken. Sie enthalten

eine kurze Suggestion, gegen die alle Logik vergebens ankämpft. Auf diese Weise erklärt sich die rasche Verbreitung solcher Schlagworte, die geradezu mit kontagiöser Kraft ganze Massen erobern können. Das wären so meine Anregungen zu unserem heutigen Thema, sagen wir über den „Kleinen Kohn", den wir als auffallenden Typus zum Repräsentanten der ganzen Gattung ernennen wollen."

Der Sozialist: „Ich bin nicht mit allen Ausführungen meines Vorredners einverstanden. Vor allem glaube ich, daß wir die Macht der Suggestion bedeutend überschätzen. Eines ist richtig: Viele Refrains und speziell der „Kleine Kohn" appelieren an gewisse soziale Regungen, deren alle Menschen im geringeren, stärkeren Grade teilhaftig sind. Wir kennen dies Thema nicht erschöpfen, wenn wir es nicht vom Standpunkte der Massen-Psychologie aus betrachten. Ich halte alle Refrains für Wunscherfüllungen, die eigentlich in ihrer Kürze das gesamte Wunschgebiet des Volkes zum Ausdrucke bringen".

Der Bequeme: „Warum haben so viele Refrains die Form einer Frage? „Haben Sie nicht den kleinen Kohn geseh'n?" — Liegt nicht in dieser Frage ein Teil ihrer Kraft?"

Der Unruhige: „In diesem Falle ist die Frage nur eine Form der Charakteristik. Viele „Kleine Kohns" haben eben die Eigentümlichkeit, in Frageform zu sprechen. Dann gestattet eine Frage tausend Deutungen, tausend Antworten; sie kann leichter Humor auslösen".

Der Bequeme: „Mir fällt ferner beim Refrain des „Kleinen Kohns" die Plastik dieses Ausdruckes auf. Setzen wir einen anderen Namen an die Stelle von Kohn und die ganze Plastik verschwindet. Liegt das nicht an der Alliteration?

Professor Benedikt hat einmal von einem Ladungs- und Entladungsbedürfnis der Menschen gesprochen. Wir müssen uns mit Reizen laden, wir müssen aber auch diese Reize von Zeit zu Zeit entladen. Diese Refrains wirken meiner Ansicht nach als wohltätige Entladungen innerer Spannungen. Sie sind eine Ablenkung von größeren, uns bedrückenden Angelegenheiten. Panem et circenses! Die Refrains sind die Spiele der Völker".

Der Gemäßigte: „Ein Beitrag zur Erklärung der ſtumpfſinnigen Refrains! Ich halte ſie für die Reaktion unſeres Intellektes gegen den übermäßigen Gebrauch unſeres Geiſtes. Der Durchſchnittsmenſch denkt ſo: Jetzt haben wir ſchon ſo lange geſcheit ſein müſſen, warum ſollen wir nicht einmal einen Blödſinn machen? Die Menſchheit hat von Zeit zu Zeit ein ungeheures Bedürfnis nach Blödſinn. Ulk und Unſinn ſind Ruhepauſen unſeres ermüdeten Gehirnes; ſie ſteigern durch ihre humoriſtiſche Kraft unſere Lebensfreude. Wenn ich mir erlauben darf, Kleines mit Großem zu vergleichen, ſo hat uns die Muſikgeſchichte der letzten Jahre ein lehrreiches Beiſpiel gegeben. Die Humperdinkſche Oper „Hänſel und Gretel" war die Reaktion unſerer Gehörnerven und unſerer Pſyche gegen die ermüdenden Götterdramen Wagner's, gegen die grauſamen, bluttriefenden italieniſchen Opern".

Der Unruhige: „Das ſcheint mir eine ſehr wichtige Bemerkung zu ſein. Das Volk hat einen dumpfen Groll gegen ſeine Klaſſiker, die es ehren muß, ohne ſie verſtehen zu können. Am ſchönſten iſt das in einem Wiener Liede zum Ausdruck gekommen. Das naive Bekenntnis iſt geradezu rührend. „Das hat ka Goethe g'ſchrieben, das hat ka Schiller dicht, 's is von kan Klaſſiker, von kan Genie, ſo ſpricht ein Weanerherz zu einer Weanerin und 's klingt doch voller Poeſie". Dieſes doch erſcheint wie eine Kriegserklärung des Volkes gegen die Klaſſiker. Wir brauchen Euch nicht, laßt uns in Ruhe. Wir haben unſere eigene Poeſie!"

Der Schriftſteller: „Die Maſſe verhält ſich immer wie ein Kind. Wollen wir die Wirkung der populären Refrains auf die Volksſeele begreifen, ſo müſſen wir das Kind beobachten. Was gefällt einem Kinde, was mißfällt ihm? Da iſt es merkwürdig, daß es gewiſſe Worte gibt, die dem Kinde außerordentlich gefallen und es zum Lachen reizen. Manche Melodien lernt es ſpielend, während es ſich gegen andere ablehnend verhält. Wiederholt iſt es nur der Wortklang, an dem ſich die Kinder ergötzen. Zum Beiſpiel „Storch, Storch, Steiner" oder Wackelgänschen mit dem Wickelſchwänzchen" ꝛc. Das Kinderlied gibt uns die beſten Anhaltspunkte zum Verſtändnis der Popularität, welche gewiſſe Refrains erlangen".

Der Meister. „Wir sind bisher an der Oberfläche des Problems haften geblieben; wir haben vielleicht den Rahmen unserer Besprechungen zu weit gedehnt. Wäre es nicht besser gewesen, wir wären beim „Kleinen Kohn" geblieben und hätten diesen bis auf seine tiefsten Tiefen erschöpft? Einzelnes haben wir ja gelernt. Der soziale Charakter des kleinen Kohn, der Hintergrund, von dem er sich abhebt, die Schichte unbewußter und bewußter sozialer Gefühle sind wichtige Momente zur Psychologie aller Refrains. Aber weit wichtiger halte ich die Bemerkungen, daß wir auf das Kinderleben zurückgreifen müssen. Die Masse verhält sich immer wie ein Kind. Sie kennen ja den treffenden Schiller'schen Ausspruch, daß eine Gruppe von vernünftigen Menschen in Summe einen Dummkopf ausmachen könne. Es ist in Wahrheit leichter, mehrere gescheite Menschen zu einer Torheit, als zu einer großen vernünftigen Tat zu begeistern.

Alle diese Refrains haben einen infantilen Charakter und ihre Wirkung ist eine infantile. Nicht genug energisch kann ich mich gegen den Mißbrauch wenden, der heutzutage mit dem Worte Suggestion getrieben wird. Was ist denn Suggestion? Wissen wir denn, wie die Suggestion wirkt? Sie werden mir zugeben, daß ich mich mit diesen Fragen intensiv beschäftigt habe. Ich habe die berühmtesten Meister der Suggestion aufgesucht, aber keiner hat mir eine Antwort auf diese Frage bieten können.

„Christophorus trug den Christus
Christus trug die ganze Welt,
Sag', wo hat dann Christophorus,
Seinen Fuß gestellt?"

Ein Rätsel wird nicht erklärt, wenn wir ein zweites Rätsel an seine Stelle setzen.

Wie wirken die Refrains? Welches Inhaltsmoment ruft ihre Wirkungen hervor? Das bringt uns zu einer viel bedeutsameren Frage: Wie gewinnt man Lust aus intellektuellen Vorgängen, aus geistiger Arbeit? Einer meiner Vorredner hatte recht, von der Denkfaulheit der Masse zu reden. Er hatte recht und doch unrecht. Wir sind alle

denkfaul. Wir denken nur, weil wir denken müssen. Ursprünglich ist das Denken das Mittel, um das Leben zu fristen. Eine Waffe im Kampfe ums Dasein. Nachher ergibt es sich, daß diese Lebensarbeit an und für sich mit Lustgefühlen verbunden ist. Bleiben wir beim „Kleinen Kohn". Warum weckt die Vorstellung des „Kleinen Kohn" Lustgefühle in uns?"

Der Bequeme: „Der „Kleine Kohn" ist nur ein Symbol, dahinter steckt viel mehr. Spott über die ganze Macht des Großkapitals, der gerechtfertigte und ungerechtfertigte Haß gegen die Unterdrückung von Seite der Stärkeren."

Der Meister: „Warum aber dann der „Kleine Kohn", dieses unscheinbare, harmlose Wörtchen?"

Der Unruhige: „Damit es weniger Anstoß erregen kann, damit es leichter Verbreitung finden kann".

Der Meister: „Sehen Sie, jetzt sind wir nahe an der Lösung. Der „Kleine Kohn" ist nur eine Maske; dieses unbestimmbare, harmlose Wort ist am besten prädestiniert, die unterdrückten Gedanken zu repräsentieren. Es handelt sich um einen Vorgang von geistiger Verschiebung, wie wir ihn in unseren Traumgestalten häufig bemerken können. Würde das Lied anders heißen, es würde Anstoß erregen können. Es könnte nicht öffentlich gesungen werden. Eine Opposition wäre immer vorhanden. Aber in dieser Form kann sich keiner beleidigt fühlen und jeder kann hineinlegen und hineindeuten, was er will"

Der Gemäßigte: „Das führt uns auf das Kind zurück. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die Kinder lieber mit einem Stück Holz spielen als mit der schönsten Puppe. Das Holz können sie verschieden drapieren, es kann heute Amme, morgen Stubenmädchen, übermorgen eine Prinzessin sein. Die gekleidete Puppe bleibt immer dieselbe Dame. Das Holz ist aber ein williger Repräsentant seiner Phantasie".

Der Meister: „Der „Kleine Kohn" ist also auch so ein Stückchen Holz, das sich mit verschiedenen geistigen Drapierungen bequem anfassen läßt. Unsere unbewußten Gedanken unterstehen der Macht einer Zensur, die sie erst verändert, bevor sie sie in das Reich des

Bewußten eintreten läßt. Der „Kleine Kohn" ist eben so eine Verschiebung schwerwiegender Gefühle und verdankt seine scheinbar harmlose Form der Zensur der unbewußten Volksseele. Ein populäres Lied hat die Kritik der Zensur glücklich überstanden. Ähnlich ist ja das „Servus Brezina" gestaltet. Es beleidigt nicht, es greift nicht an; es ist gemütlich, scheinbar harmlos. Dabei ist es doch charakteristisch für die harte tschechische Sprache und das Produkt einer geistigen Verschiebung. Hinter diesem unscheinbaren Brezina schlummern die Zorngefühle gegen die Halsstarrigkeit der Tschechen, die ganz Österreich in Verwirrung bringen. Jetzt sehen wir etwas klarer. Ein populärer Refrain muß also die Zensur der Volksseele passiert haben, er muß einen kindlichen Charakter haben, er muß dehnbar und scheinbar harmlos sein. Er muß die Macht von unterdrückten Gefühlen in sich tragen.

Wie steht es aber mit den anscheinend unsinnigen Refrains? Worin besteht das Geheimnis ihres Erfolges?"

Der Bequeme: „Die am tiefsten stehenden Menschen, die Patagonier, haben noch das Bedürfnis, im Chor zu singen und dabei zu tanzen. Bei allen wilden Völkern zeigt sich dasselbe Bedürfnis. Alle singen im Chore und stoßen oft unverständliche, unsinnige Laute dabei aus. Sind diese erwähnten Refrains nicht eine Überlieferung der ererbten, uralten Volksgebräuche? Sozusagen ethnographische Rudimente? Ein geistreicher Refrain wäre ja gar nicht geeignet, im Chore gesungen zu werden. Der Blödsinn schlägt die Brücke von Mensch zu Mensch".

Der Unruhige: „Das Geheimnis der unsinnigen Refrains besteht in der Konstruktion ihrer Melodien; sie sind einfach und packend, was man im Volksmund „Ein Schlager" nennt. Sie sind einer originellen Harmonisierung unfähig, sie haben einen merkwürdig einfachen Rhythmus. Eine der wichtigsten Triebfedern des menschlichen Lebens ist der Rhythmus. Das Herz schlägt rhythmisch, die Zelle zieht sich rhythmisch zusammen; alle unsere Funktionen, Hunger, Durst und Liebe, Schlaf und Arbeit haben rhythmischen Charakter. Eine populäre Melodie muß einfach sein. Sie muß den Urrhythmen der Menschheit, vielleicht sogar gewissen

Rhythmen unſeres Körpers entſprechen. Sie muß Saiten in uns zum Tönen bringen. Wenn ich vor ein Klavier hintrete, den Dämpfer hebe und einen Ton ſinge, ſo tönen immer einige Saiten mit. Das Geheimnis der Popularität einer Melodie liegt eben darin, daß ſie ſich einem geheimen Lebens- und Körperrhythmus anpaßt, daß ſie die Obertöne unſerer Pſyche zum Mitſchwingen bringt. Die Worte ſind nur Füllmaterial und Nebenſache. Manchmal werden dieſe Melodien mit Tralala und Tatata ausgefüllt. Bedeutende Komponiſten werden nur jene Menſchen, welche dieſe Urrhythmen mit feinem Gefühle aus ihrem Innern herausheben und ſie der Menſchheit überliefern. Aber noch deutlicher manifeſtiert ſich der Typus dieſer Urrhythmen in den Volksliedern, welche ihre Entſtehung den unbewußten Regungen der Volksſeele verdanken".

Der Meiſter: „Es ſcheint mir unmöglich, aus der Muſik heraus intellektuelle Vorgänge zu deuten. Die Muſik iſt die dunkelſte und geheimnisvollſte aller Künſte. Wir müſſen den umgekehrten Weg gehen und die Macht der Muſik aus dem Intellekte heraus zu erklären ſuchen.

Es iſt ſpät geworden. Wir haben heute lange geplaudert. Aber wir haben ein großes Reſultat erzielt: Wir verſtehen den „Kleinen Kohn" — und das will viel heißen".

Die Furcht vor dem Alter.

Wer ſcharfe Sinne hat, der kann aus kleinen Zeichen erkennen, wovor die Menſchheit ſich gerade fürchtet und was ſie eben zu wünſchen beliebt. Auch die Krankheiten der Menſchen ſind der Mode unterworfen und wechſeln mit der Mode. Eigentlich nicht die Krankheiten, ſondern nur die Namen, mit denen wir ſie bezeichnen. Wir wollen ja nicht beſtreiten, daß jede Zeit ſich ihre Krankheit erzeugen muß, daß gewiſſe ſoziale Einwirkungen ſich in ſozialen Krankheiten äußern müſſen. Unter der Herrſchaft der Eiſenbahnen, der Elektrizität, überhaupt der Technik, werden ſich andere Krankheiten bilden als beiſpielsweiſe in einem Nomadenleben, wie es die Urvölker geführt haben. Aber wenn wir von dieſen ſozialen, durch die Einwirkungen des Milieus entſtandenen Krankheiten abſehen, ſo bleibt noch ein erklecklicher Reſt von Leiden zurück, die eigentlich mehr in der Einbildung der Menſchen exiſtieren als in Wirklichkeit.

Jede Zeit ſchafft ſich ihren Götzen, den ſie blindlings anbetet, und ihren Popanz, den ſie kritiklos fürchtet. Bemerken wir jetzt nicht auf allen Gebieten eine Überſchätzung des Kindes und der ganzen Jugend? Die Menſchheit ſteht vor dem Kinde wie vor einem Wunder und weiß nicht, was damit beginnen. Was iſt folgerichtiger, als daß die Überſchätzung des Kindes und der Jugend zu einer Unterſchätzung des Alters und ſchließlich zur Furcht vor dem Alter führt.

Unſer Popanz heißt jetzt: Die Furcht vor dem Alter. Schon die Straße erzählt uns von dieſer letzten Phobie der Menſchheit. Die Schauläden der Buchhandlungen ſind voll von Werken, die über Jugend und Alter und von den Mitteln, das Alter zu verhüten, handeln. Dort ſtehen ſie, die lockenden Bücher mit den verſchiedenen Formen, Farben und Schlagworten. Alle wollen ſie uns

das Geheimnis verraten, warum man alt wird und wie man sich jung erhält; oder wie man die Alterskrankheiten bekämpft und was wohl die Ursachen des Alters wären.

Man kann freilich einwenden, daß es zu allen Zeiten dieselben Wünsche und dieselbe Furcht gegeben habe. Die Menschen wollten immer das Geheimnis ergründen, wie man sich ewige Jugend verschaffen könne und die ganze Geschichte der Menschheit ist ja nur ein einziger, ewiger Kampf gegen das Alter. Die Märchen von den geheimnißvollen Bronnen im Mondenscheine, in denen man sich jungbadet und von der Altweibermühle, die noch heute ein beliebtes Schaustück des Wurstelpraters bildet, geben davon Kunde.

Zugegeben! Von Hippokrates bis zu Paracelsus, Schwedenborg, Brown-Séquard und Metschnikow zieht sich eine unabsehbare Kette von forschenden Geistern, die mit dem Alter und dem Tode gerungen haben. Aber Zeitkrankheiten sind ja niemals etwas anderes als Rezidiven. Ich habe früher von Modekrankheiten gesprochen. Was ist die Mode andres, als die Wiederkehr des Alten als Neues, als Variation eines und desselben Themas in verschiedenen Rhythmen, Tonarten und Harmonien?

Ich bezweifle nicht, daß die Furcht vor dem Alter zu jeder Zeit bestanden hat und zu jeder Zeit bestehen wird. Ich weise nur darauf hin, daß sie jetzt stärker und deutlicher in das Gesichtsfeld des allgemeinen Interesses und in das Bewußtsein der Menschheit rückt.

Von einer der Ursachen dieser Erscheinung haben wir schon andeutungsweise gesprochen. Die Überschätzung der Jugend führe, so sagten wir, zu einer Furcht vor dem Alter. Aber auch diese Überschätzung der Jugend hat ihre soziale Ursache. Sie entspringt dem geheimen Zuge zur Reinheit, wie sie in jeder Periode eines moralischen Katzenjammers zutage tritt. Die Quellen dieser Bewegung führen tief in das Unterbewußtsein der Menschheit hinab, in dunkle Abgründe, wo mystische Kräfte tätig sind, den freien Flug des Intellektes zu hemmen. Es würde eine eigene Untersuchung erfordern, die religiösen Wurzeln dieser Erscheinung herauszuschälen. Nur zu sehr überschätzen wir die Freiheit unsres Intellektes. Mit dem Affekt

ſtecken wir noch tief im Glauben und Aberglauben drinnen und eine geheime Furcht vor Strafe und Gericht mahnt uns zu Buße und Einkehr. Daß dies geheime Schuldbewußtſein ſich heute ſtatt in der Angſt vor der Hölle in ethiſche Gewänder und hygieniſche Schlagworte hüllt, hat für das Grundgefühl als ſolches nichts zu bedeuten. Wir befinden uns momentan in einer Periode des Katzenjammers. Wohin wir blicken, überall bemerken wir Buße und Reue. Ein finſterer Geiſt ſchreitet durch die Welt und ruft die ſündigen Menſchen zur Einkehr. Der moderne Savonarola nennt ſich die Hygiene.

Sie hält uns unſre Sünden vor und verſpricht uns das Himmelreich, das heißt, ein langes Leben. Sie iſt ein ſtrenger Prediger, dieſe Hygiene. Sie verlangt Entſagung und nennt ſie Abſtinenz. Entſagung auf allen Gebieten. Jede Lebensfreude wird gehärtet, geſchnitten und mit dem Mikroſkop unterſucht, ob ſie nicht am Ende doch eine Sünde wider die Hygiene und von Schaden ſei, ob ſie nicht die Lebensdauer gefährde. Du warſt gewohnt, dir mit einem mäßigen Trunke die Mahlzeit zu würzen und eine gehobene Stimmung zu verſchaffen. Die Hygiene ſchreit, es iſt eine Sünde. Die Zigarre, die dir über eine böſe Viertelſtunde hinweghilft, der Kuß, den du einem ſchönen Kinde raubſt, die Bücher, die du dir zu Gemüte führſt, alles wird von einer Pſeudohygiene, die der Mutter gleicht, die ein Kind aus Affenliebe zu Tode martet, unterſucht und als ſchädlich bezeichnet. Bald gibt es keinen Genuß mehr, der nicht als Gefährdung des Lebens nur mit heimlicher Angſt geſchlürft werden kann. Dieſe Überſchätzung des Lebens und Überwertung der Geſundheit muß zu einer Furcht vor dem Alter führen. Als wäre das Alter nicht etwas Selbſtverſtändliches, ſondern geradezu eine Krankheit.

Was hat man früher von der „Arterioſkleroſe", der ſo unheimlich klingenden „Verkalkung der Arterien" gehört? Heute füllen ſich die Wartezimmer der Nervenärzte mit Kranken, die nicht ſo ſehr an der Verkalkung, als an der Furcht vor der Verkalkung leiden. Die Angſt vor dem Schlag iſt der härteſte Schlag, der die Menſchheit hatte treffen können. Daß die Verkalkung ja eine phyſio-

logiſche Alterserſcheinung iſt, wollen ſelbſt die älteſten Leute nicht einſehen. Sie möchten gern ewig jung ſein. Da ſie das Dogma gehört haben „Jeder Menſch iſt ſo alt wie ſeine Gefäße", ſo möchten ſie eben immerdar die jungen elaſtiſchen Gefäße der Jugend beſitzen und verſuchen durch Heiltränke der Natur, durch Radium und Serum, durch Organſäfte und Wunderkuren, durch Waſſer und Elektrizität die gefürchtete Verkalkung hintanzuhalten. Es iſt kein Zufall, daß das Modebad unſerer Zeit das Altersbad Gaſtein iſt. Kein Zufall, daß es erſt in unſern Tagen mit einem Schienenſtrang der großen Verkehrsader der Welt angeſchloſſen wurde. Das Bedürfnis der Menſchen ſchafft neue Verbindungen und macht die alten unbrauchbar.

Es iſt richtig: Jeder Menſch iſt ſo alt, wie es ſeine Arterien ſind. Allein dieſer Satz enthält, wie es ja dem alles Organiſche überſchätzenden Geiſte unſerer Zeit entſpricht, eine arge Vernachläſſigung eines wichtigen Faktors — der Seele. Die pſychiſche Seite dieſer Erſcheinung betont ein andres Dogma: „Jeder Menſch iſt ſo alt, wie er ſich fühlt!"

Wie alt ſich die einzelnen Menſchen fühlen, das können wir hier nicht ermitteln und erſchöpfen. Aber daß die Menſchheit als ſolche ſich alt fühlt, iſt unbeſtreitbar. Die Dekadenz, welche auf allen Gebieten mit Ausnahme der Technik herrſcht, drückt ſich in der Furcht vor dem Alter aus. Und iſt nicht vielleicht die Blüte der Technik ein ſicheres Zeichen der Dekadenz? So paradox es klingen mag, ein Körnchen Wahrheit und noch mehr als ein Körnchen klebt an dieſer Behauptung. Je weniger der Menſch als ſolcher leiſten kann, deſto mehr erpreßt er von der Maſchine. Auf der Schaubühne des Lebens ſind jetzt Ausſtattungsſtücke zu ſehen, in denen der Techniker das erſetzt, was dem Dichter zu leiſten nicht vergönnt geweſen. Je tiefer die Gebilde unſerer Denker kriechen müſſen, je mehr wir mit jammervollen Angſtgedanken an der Erde haften, deſto höher erheben ſich die wunderſamen Gebilde der techniſchen Erfinder. Seit der Geiſt der Menſchen das Fliegen verlernt hat, ſauſt die Maſchine willig durch die Lüfte.

Die Dekadenz verrät sich auf allen Gebieten: Kunst, Politik, Wissenschaft und Leben. Bewahre mich der Himmel, daß ich damit in den Kassandraruf der Seher einstimme, welche von der Entartung der Menschen sprechen und mit dem Schlagwort der Degeneration alles erklären wollen. Das Leben der Menschheit verläuft wie das des Menschen in Wellenbewegungen. Wir sind geheimnisvollen Perioden unterworfen, deren Gesetze wir gerade dunkel zu ahnen und zu erforschen beginnen. Wellenberg und Wellental wechseln im Leben der Menschheit ab, wie Tag und Nacht in dem des Menschen. Momentan steht die Kurve konkav. Wir befinden uns in einem Wellental. Das ist alles. Es ist nur ein Übergang. Einige Jahrzehnte und wir sind vielleicht wieder oben. Ein glühender Lebensrausch, eine unbändige Wissensfreude und ein ungeheurer Schaffensdrang werden neue Kulturwerte und eine neue Lebensauffassung bringen. Momentan herrscht die Dämmerung, die den Aufgang der lichtspendenden Genies verkündet.

Die Sonne wird kommen. Doch vorläufig sind wir noch im Dunkel. Der Kampf gegen die Lebensfreude ist auf allen Gebieten energisch aufgenommen worden. Unsere Kinder wachsen in einer Zeit auf, da die Pseudohygiene der Menschheitsfreunde eine Tyrannei errichtet hat, die um so drückender ist, als sie durch kein Gesetz, sondern durch einen Angstaffekt fixiert wird. Was opfern die Menschen nicht, um länger leben zu können?! Die meisten leben nicht, sie wagen es nicht zu leben, um länger zu leben. Sie zahlen das Leben mit dem Leben; ein Handel, bei dem sie stets übervorteilt werden, weil sie etwas Sicheres gegen eine Versprechung, ein Kapital gegen einen Wechsel auf lange Sicht eintauschen.

Wir bewegen uns immer in Extremen und vergessen, daß das Extrem nach unten ebenso unnatürlich und schädlich ist, wie das Extrem nach oben. Unwillkürlich drängt sich das alte Beispiel der Kinderfrau auf, die das Kind mit dem Bade ausschüttet. Vor lauter Hygiene machen wir uns krank. Es ist ja richtig, daß jegliches Übermaß schädlich ist. Alkohol, Nikotin und Liebe können töten. Aber auch mit Kochsalz kann man einen Menschen vergiften und wer möchte es an seiner Tafel missen? Zum Leben gehören auch

Lebensreize. Ohne Lebensreize verliert das Leben eben seinen Reiz. Die Lebensfreude in ihren verschiedenen Formen ist die Lustprämie, die dem Menschen ausbezahlt wird, weil er so viel Ungemach ertragen muß. Ohne diese Lustprämie hätte es keinen Sinn, die Beschwerden des Daseins zu ertragen. Die Religion schiebt diese Lustprämie auf das Leben nach dem Tode und will sich in keinen Handel wegen irdischer Abschlagszahlungen einlassen. Hiob soll leiden, dulden, vertrauen und hoffen. Die Hygiene kämpft einen stillen, aber um so erbitterteren Kampf mit der Religion. Hiob soll ein Sanatorium aufsuchen. Die Wissenschaft will von Lustprämien nach dem Tode nichts wissen; sie will überhaupt vom Tode nichts wissen, sie arbeitet nur für das Leben und bietet als Ersatz der Lustprämie und als Schlußprämie Gesundheit und ein langes Leben. Nun fühlen wir die Gesundheit nur dann als Lust, wenn wir krank gewesen sind. Der Zahn, der zu schmerzen aufgehört hat, macht uns die größte Freude. Die Hygiene bietet uns also negative Werte, indem sie uns der positiven beraubt. Natürlich spreche ich hier nicht von jener wissenschaftlichen Hygiene, der die Menschheit so viel verdankt. Ich meine jene Pseudohygiene, die alle Zeit bereit ist, den Menschen der Menschheit, das Individuum dem sozialen Verbande, die Gegenwart der Zukunft aufzuopfern. Ich habe früher gesagt, wir bewegen uns in Extremen. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Angst vor dem Alter entspricht der Angst eines Menschen, der sich auf einem falschen Weg befindet. Es wird dunkel und er möchte heimkommen. . . .

Wo liegt der richtige Weg? Wir alle müssen unerbittlich alt werden. Es hängt nur davon ab, ob wir uns früher oder später aufbrauchen. Wir dürfen mit unserer Lebensfreude nicht Raubbau treiben. Das ist das große, offene Geheimnis der Alterskrankheiten; sie sind Abnützungskrankheiten. Wir dürfen uns nicht zu viel abnützen, wenn wir alt werden wollen. Wir müssen zwischen die notwendigen Stunden der Arbeit Momente der Lebensfreude einschieben. Es sei denn, daß die Arbeit uns selber zur höchsten Freude wird. Wir müssen uns mit Reizen laden und unserm Variationsbedürfnis Rechnung tragen. Wir müssen viel leben, um lange zu leben.

Doch auch hier soll das viel heißen: Non multa, sed multum! Nicht *Vieles*, sondern viel. Nicht die Quantität entscheidet. Nein — nur das „Wie", die Qualität. Eine Hauptursache des frühen Alterns mag in dem Moment liegen, daß die Menschen ihre Maschine überheizen. Im geistigen und physischen Sinne genommen. Mit einigen Worten ausgesprochen: Das Gesetz der Mäßigkeit ist das Gesetz vom langen Leben. Die Schlemmer, mögen sie nun an der Tafel des Geistes oder des Magens sitzen, werden am frühesten alt. Die zu viel leben und zu gut leben, sind ebenso gefährdet wie jene, die zu wenig und zu schlecht leben. Es kommt — wie gesagt — nicht so sehr auf das „Wieviel", und das „Was", als auf das „Wie" an.

Wenn ich also von Mäßigkeit spreche, so sind alle Konzessionen, die ich in der Hygiene mache, erschöpft. Mäßigkeit auf allen Gebieten, Mäßigkeit in der Arbeit und im Genuß; aber keine Arbeit ohne Genuß und kein Genuß ohne Arbeit. Das wäre mein hygienisches Glaubensbekenntnis. Und hüten wir uns vor jeder Einseitigkeit und vor jedem Übermaß. Es ist geradeso schädlich, übermäßig zu essen, als übermäßig zu trinken. Auch das Übermaß der Hygiene gleicht der Tugend, deren Potenz das Laster ergibt.

Der eigentliche Jungbrunnen, in dem sich jedermann jungbaden kann, ist das Leben selbst. Ein reiches Leben voller Anregung, voll von Reizen, ein harmonisches Wechseln von Arbeit und Genuß erhält uns jung und schützt uns vor dem Alter. Und noch ein wichtiger Faktor! Hören wir auf, uns vor dem Alter zu fürchten. Möge es uns nicht als Schreckbild erscheinen, sondern als die friedliche Auflösung eines Schauspiels. Als die notwendige Katharsis. Wir müssen die Angst überwinden und innerlich frei werden, wie der köstliche Epiktet sagt: „Wollt ihr ein Leben voller Furcht, voller Trauer, voller Unruhe leben? Also ist ein Mensch, der sich fürchtet, sich betrübt, in Unruhe lebt, kein freier Mann; wer sich aber von Furcht, Trauer und Unruhe losgemacht hat, der hat sich zugleich von einer Knechtschaft befreit. Nicht der Tod oder die Not sind furchtbar, sondern daß man den Tod oder die Not fürchtet."

Das iſt das Geheimnis der Furcht vor dem Alter. Weil hinter dem Alter der Tod lauert, ſchauern wir bei dem Gedanken an das Alter zuſammen. Wer aber fürchtet den Tod am meiſten? Der Menſch, der nicht gelebt hat. Am leichteſten geht der Don Juan vom Gaſtmahl des Lebens in den Tod; ein feiger Don Juan iſt eine unmögliche und unbekannte Erſcheinung. Wer das Leben nicht ausgekoſtet hat, der will nicht ſterben. Ewig wird mir der Ruf einer älteren Frau in den Ohren klingen. Weit lagen die Jugend und das Leben hinter ihr. Als ſie aber auf dem Operationsſtuhl die erſten Chloroformdämpfe einatmete, ſchrie es aus ihr: „Ich will nicht ſterben! Ich habe noch ſo wenig gelebt!"

Ein ſonderbares Ergebnis unſrer Betrachtungen: Wir fürchten uns vor dem Alter, weil wir nie recht jung geweſen ſind. Weil uns der Genuß der Jugend gefehlt, erwarten wir ihn im Alter. Die Sehnſucht nach dem Leben erzeugt die Furcht vor dem Tode.

Was könnten wir daraus folgern? Wir müßten trachten, ewig jung zu bleiben. Wir müßten große Menſchen ſein, um im Alter groß zu bleiben. Meiſt ſind wir klein und kleinliche Naturen, die im Alter noch kleiner werden. Wir „werden" nie alt, weil wir ſchon alt „ſind" und nicht zu den Glücklichen gehören, die einmal jung geweſen ſind.

Ja, der Jungbrunnen, von dem uns die Märchen und Sagen erzählen, der iſt unſre eigene Jugend. Wer ſie in ſeiner Bruſt trägt, wer noch jung werden kann, wer es vermag, zu den Müttern hinabzuſteigen, der hat keine Veranlaſſung, das Alter zu fürchten. Die Unglücklichen, die ihr Leben in Angſt vor dem Alter verbringen, ſie haben dieſen Brunnen zu früh verſiegen laſſen. Oder er hat ihnen nie geraunſcht. — — —

Luftschlösser.

Spottet mir nicht der Menschen, die mit offenen Augen träumen! Alle Wirklichkeit findet sie fremd und unbeholfen. gehen den Blick immer in die Ferne gerichtet und stolpern über die kleinen Hindernisse des Lebensweges. Aber sie sehen die Geheimnisse des Himmels und ahnen die verborgensten Wunder dieser Welt. Sie horchen inneren Stimmen und leben in einer „zweiten" Welt, die viel reicher und märchenhafter ist als unsere arme, dürftige, staubige, aller Romantik feindliche „erste" Welt. Wir müssen uns mit unserer engen Behausung begnügen, wo sich jeder Wunsch an den kahlen Wänden den Schädel einrennt; sie jedoch beziehen mit königlichem Pomp eines — ihrer Luftschlösser ...

Was uns alle im Innersten bewegt, ist eine bange Frage, die sich immer aufs neue aufdrängt: Was wird da künftig sein? Die Vergangenheit liegt hinter uns wie ein fernes Land, teils im Nebel, teils von der hellen, freundlichen Sonne beschienen. Einzelne Firnen blinken, andere zeigen dunkle Umrisse. Aber immer findet der Blick einen Punkt, an dem er hängen bleiben kann und der ihm momentan den Begriff der Vergangenheit verkörpert. Die Zukunft dehnt sich vor uns wie der weite unendliche Himmel. Was geht dort auf den Sternen vor? Was liegt hinter den Sternen? Was hinter dem Unendlichen? Rätsel, nichts als Rätsel drängen sich unserem Geiste auf. So fern, so hoffnungslos, so unmöglich ist auch der Blick in die Zukunft.

Es gibt Menschen, die an dieser Frage zugrunde gehen. In denen keine Genußmöglichkeit aufkommen kann, da die einzige Frage, was künftig sein wird, für sie eine stete Drohung von Unheil bedeutet. Es sind eben Menschen, für die das Unbekannte immer ein willkommenes Objekt ihrer Angst ist. Diesem Konflikt entgehen die

Glücklichen, die auf die unangenehme Frage immer eine Antwort bereit haben. Sie umhüllen sich mit dem grünen Zaubermantel der Hoffnung und fahren ins Zauberland. Mit anderen Worten: sie bauen Luftschlösser oder sie wandeln durch ihre alten, längst in der Jugend aufgeführten, duftigen, zarten und doch fast unzerstörbaren Gebilde.

Die Jugend hat ein Recht, ihren dringenden Wünschen Heimstätten zu zimmern. Auf die Frage, was künftig sein wird, drängen sich die reichen Möglichkeiten und laufen einander den Rang ab. Ein Luftschloß neben dem anderen entsteht. Immer höher türmen sich die Phantasiegebilde, als wollten sie mit ihren Zinken und Zacken den Himmel berühren.

Die meisten dieser Luftschlösser sind leider nur Kartenhäuser. Die unbarmherzige Zeit nimmt keine Rücksicht auf das Leben unser Illusionen. Sie greift mit roher Hand in das gebrechliche Werk und wirft ein Schloß nach dem andern zu Boden, so daß sich die schmalen Bausteine und Kartenblätter, mit denen wir das ungewinnbare Spiel unseres Glückes erzwingen wollten, über und über mit Erdenstaub und Morast bedecken. Wir werden vorsichtiger und bauen die Schlösser niedriger und fester. Aber das Gebäude beginnt zu wackeln und wir müssen jedes Jahr ein Stockwerk abtragen, um den Bestand der übrigen zu sichern.

Das gilt nur für die Menschen, denen die Wirklichkeit den Blick in die Ferne benimmt. Aber die Träumer! Die Dichter! Die Ewig-Wünschenden! Diese lassen sich durch keine Unmöglichkeit um ihre Möglichkeiten bringen. Sie flüchten vor der grausamen Unerbittlichkeit der Wirklichkeit in das Reich der Phantasie. Sie beziehen ihre Luftschlösser, wie wir, der Arbeit und des Winters müde, eine Sommerwohnung aufsuchen. Sie haben die Gabe, sich mit unendlicher Schnelligkeit aus dem Unscheinbaren in den Schein zu retten.

Manche verlieren die Fähigkeit, Schein und Wirklichkeit zu trennen. Sie schließen sich vor der Welt ab, leben in einem Luftschlosse und sind glücklich in ihrer vollkommenen Wunscherfüllung. Wir sagen dann, sie hätten ihren Verstand verloren. Zwischen diesen

Extremen, den Nüchternen und den von Wahn befangenen, stehen die Neurotiker. Sie unterscheiden sich von den andren gesunden Menschen (gibt es überhaupt absolut gesunde Menschen?) dadurch, daß sie aus zwei Menschen bestehen: Einem bewußten und einem unbewußten. Die beiden führen bei ihnen ein selbstherrliches Leben. Während der Bewußte sich mit den Widerwärtigkeiten des Lebens abmüht und schüchterne Versuche macht, der Pflichterfüllung zu leben, weilt der Unbewußte auf einem Luftschlosse und genießt die goldenen Früchte der Unabhängigkeit. Da sie aber beide ohne einander nicht leben können, so stehen sie immer miteinander in Verbindung und verständigen sich durch ihre geheimen und unverständlichen Zeichen. So dringt die Stimme des Unabhängigen in die Arbeit des Gefesselten und füllt sein Inneres mit schrillen Disharmonien. Erst wenn die unbarmherzige Hand des Seelenarztes ein Luftschloß nach dem anderen zerstört, gelingt es, die beiden Brüder zu gemeinsamer Arbeit zu vereinen ...

Was lernen wir da für wunderbare Dinge! Je vertrauter wir mit dem Kranken werden, desto unabweislicher drängt sich uns die Erkenntnis auf, daß er nicht an Forderungen der realen Welt erkrankt ist. Er ist wohl unfähig, diese Forderungen zu erfüllen und gerade das macht die Täuschung aus, daß er daran zugrunde ginge. Allein diese Unfähigkeit, sich mit dem Realen abzufinden, kommt daher, daß er in einer Welt der Phantasie lebt. So mächtig sind diese Phantasien, daß ihm die Grenzen zwischen Schein und Realität verschwimmen. Er hat Luftschlösser, die er vorübergehend für materielle Besitztümer hält. Vorübergehend — das macht eben den Unterschied zwischen Neurose und Psychose aus. Aus diesem Dilemma erwächst ihm die Unfähigkeit, die realen Werte voll zu erfassen und sein Leben danach einzurichten.

Auch der Neurotiker ist ein Träumer und ein Dichter. Auch er lebt in einer Welt des Scheines. Auch er ist ein Schauspieler. Das Traurige daran ist nur, daß er sich selber die Rolle vorspielt. Er ist kein bewußter Schauspieler des Lebens. Er spielt nicht um die anderen zu betrügen. Er ist kein Schwindler, welcher der Welt etwas vormacht. Leider! — Denn diesen geht es noch immer am

beſten. Sie ſpielen ihre Rolle meiſt ſo, daß ihnen daraus ein Vorteil erwächſt. Der Neurotiker betrügt ſich ſelber und bringt ſich um alle Vorteile, die den Menſchen winken, welche auf feſtem Boden ſtehen.

Woher dieſe Phantaſien ſtammen? Man würde es gar nicht vermuten. Sie reichen alle bis in die frühe Kindheit zurück. Der Neurotiker bleibt ewig ein Kind. Seine Wünſche ſind Kindheitswünſche, ſeine Träume Kindheitsträume und nur ſeine Beſchwerden ſind Stimmen der Gegenwart. Er will eben auf die Luftſchlöſſer der Kindheit nicht verzichten ...

Wir wiſſen heute, daß dieſe Phantaſien eine enorme pathogene Kraft beſitzen. Früher forſchten wir nach den realen Erlebniſſen der Kindheit. Wir ſuchten erſchütternde Szenen, die wir „Seelenwunden" (pſychiſche Traumen) nannten. Heute wiſſen wir, daß auch die Phantaſien ebenſo wie die Seelenwunden das pſychiſche Gleichgewicht ſtören können.

Die Luftſchlöſſer ſind eben nicht unbewohnt. Erſt dienten ſie leichten, luſtigen Gedanken als eine gern aufgeſuchte Behauſung. Bald jedoch zogen gewichtigere Gäſte ein: die Affekte. Das Gefühl mietete erſt eine beſcheidene Kammer, dann brauchte es mehrere Zimmer, bis es ſchließlich das ganze Schloß beſetzte. Und Gedanken ſind viel leichter aus Luftſchlöſſern zu verjagen als Gefühle. Gedanken ſind ein Schwarm Singvögel, die ein lauter Ruf, ein greller Pfiff, ein flinker Kieſelſtein verjagt. Aber Affekte! Das ſind plumpe Ungeheuer, die ſich hinter die dicken Mauern zurückziehen, wo ſie kein lauter Ruf, kein greller Pfiff, kein flinker Kieſelſtein erreichen kann.

Das macht die pathogene, krankmachende Kraft der unfaßlichen Phantaſien aus. Sie ſind mit Affekt geladen — und der Affekt erſchlägt jede Logik. Gegen neurotiſche Symptome, Angſtaffekte, Zwangsvorſtellungen kommen die Gedanken, kommt die Macht der Philoſophie, die Überredungskunſt des Arztes nicht auf. Er muß erſt die Luftſchlöſſer zerſtören und die verborgenen Affekte der Kindheit an das unbarmherzige Licht des Tages ſchaffen. Schon Feuchtersleben, der große Arzt und Denker, ahnte dieſe Wahrheit. Er ſagte: „Nur der wirkliche Tag beſiegt alle Nachtgeſpenſter, indem er ſie beleuchtet."

Sollten wir daher aufhören, zu phantasieren und Luftschlösser zu bauen, wenn dieses leichte Spiel der Gedanken so schwere Folgen nach sich ziehen kann? Sollten wir den Versuch machen, schon unsere Kinder in eine nüchterne Welt der Realität zu führen und ihnen statt lauter Märchen nur naturwissenschaftliche Tatsachen erzählen?

Das wäre wahrlich ein schlechter Tausch. Eine gesunde Welt bekämen wir dann. Vielleicht! Aber eine trockene Welt, der grauen Nüchternheiten und nackten Tatsachen voll. Alle bunten Farben wären gelöscht und die Zukunft wäre wie die Gegenwart und Vergangenheit ein Bild, grau auf grau gemalt. Nein! Wir können die Neurosen ebensowenig verhindern, wie wir den Fortschritt der Menschen aufhalten können. Denn aller Fortschritt der Menschen beruht im Grunde genommen auf der Schöpferkraft der Phantasie, auf der Fähigkeit, Luftschlösser zu bauen. Millionen Luftschlösser bleiben dunstige Pläne, verschwimmen in der Luft, geradeso wie sie entstanden sind. Aber eines aus diesen Millionen nimmt greifbare Gestalt an und dient einem wirklichen, massiven Schlosse als Muster. Die einzelnen Träume der Menschen bilden in ihrer Gesamtheit die Träume der Menschheit. Aus den Kinderphantasien der Neurotiker können wir auf die Wünsche der Kindheit der Menschheit schließen. Und jedesmal, wenn so ein Kinderwunsch der Menschheit zur Erfüllung wird, geht ein Jubeln durch die Welt. Die Luftschlösser steigen im Wert. Das Unwahrscheinliche wird wahrscheinlich, ist wirklich geworden. Das ist das große „Wunderbare," worauf alle Menschen warten.

Wir haben gerade in diesen Jahren die Erfüllung des Flugtraumes erlebt. Wie viele unzählige Milliarden Menschen seit Ikarus Zeiten bis zu Zeppelin haben diesen Traum phantasiert? Der Himmel war ja mit fliegenden Menschen bevölkert worden und auch die Hölle konnte ihre Sendlinge fliegen lassen. Der hinkende Teufel trug seinen Schüler in einem Zaubermantel über die schlafende Stadt und auch Mephistos Rosse konnten wiehernd einen Ritt durch den Morgennebel wagen.

Jetzt können wir fliegen, wie die Engel und wie die Teufel. Ein Luftſchloß weniger ...

Darum laſſet ſie nur bauen, die Kinder, die Neurotiker, die Dichter, die Künſtler und die Propheten. Und vergeſſet nicht der Unglücklichen, denen das Leben ſo wenig bietet, es ſei denn Qual und Not. Laſſet ſie Luftſchlöſſer bauen und den Traum der Erfüllung träumen. Was ſoll eine Geſundheit ohne Illuſionen? Was eine Wirklichkeit ohne die Ahnung einer beſſeren Wirklichkeit?

Wer ſeine Luftſchlöſſer zerſtört hat, der wird lebensmüde. Er zertrümmert mit dem Hammer der Reſignation die letzten Pfeiler, die ihm das grauſame Leben gelaſſen hat, und ſchleicht ſich aus der grauen Wirklichkeit in das letzte Luftſchloß, das ihm keine Macht der Erde und des Himmels rauben kann, in „das Leben nach dem Tode."

Wie wir durchs Leben ſchreiten.

In jedem Menſchen klingt ein Leitmotiv. Welche Melodien auch immer durch ſeine Seele ziehen, ſtürmiſche und heitere, reine Klänge und Diſſonanzen, immer wieder taucht ſein Leitmotiv auf, die ewige Melodie des Individuums. Es iſt ein ſinniger Gedanke, daß ſich unſer Leben in gewiſſen Perioden aufbaut und zerbröckelt, daß ein geheimer Rhythmus in allem Werden und Vergehen nachgewieſen werden kann. Daß wir nur kleinſte ſchwingende Moleküle in der unendlichen Maſſe ſind, getrieben, wenn wir uns treibend dünken, in beſtändiger Bewegung, ſelbſt wenn uns die Ruhe des Schlafes dem Bewußtſein entrückt. Geburt und Tod: der Anfang und das Ende einer Periode; das Menſchenleben: eine Schwingung unter unzähligen Millionen Schwingungen. Warum aber ſind die Menſchen ſo verſchieden, wenn ſie alle denſelben unfaßbaren Lebenszahlen unterworfen ſind? Warum ſchreitet der eine heiter durchs Leben, genießend und ſorglos die Blüten pflückend, die an den ſchauerlichen Abgründen blühen, während der andere, mit düſterer Sorge beladen, ſich mühſelig, ſtöhnend, von ſinnloſer Angſt gequält, durch die grauen endloſen Tage ſchleppt? Was iſt die tiefſte Urſache, daß die Menſchen ſanguiniſch, choleriſch, melancholiſch oder phlegmatiſch ſind?

Man ſpricht viel von erblicher Belaſtung, von Einflüſſen des Milieus, von der Macht der Erfahrungen, von angeborenem Glück oder Pech. Im Grunde genommen ſind all dieſe Momente für das ſogenannte Temperament des Menſchen nicht von Bedeutung. Ernſte, hypochondriſche Väter haben leichtſinnige Söhne, ſchwerblütige Mütter leicht entflammte Töchter. Der eine jammert unter den kleinen Sorgen des Lebens, während der andere trotz der wuchtigen Schläge des Schickſals ſeine ruhige Faſſung nicht verliert.

Jeder bleibt seinem geheimen Leitmotiv treu. Und wenn es auch von den brausenden Stürmen zeitweise übertönt wird, in der nächsten stillen Minute tönt es um so deutlicher durch die horchende Seele.

Dieses Leitmotiv, das uns beherrscht, uns fürs Leben begleitet ist unser Verhältnis zum Tod. Die wenigsten Menschen sprechen darüber gerne mit anderen. Sie tun es nur gezwungen, nach Überwindung innerer Widerstände. Mit sich selbst hält jeder stille Zwiesprache und regelt sein Verhältnis zum Tode, singt sich sein Leitmotiv, über dem als Generalbaß sich die einzelnen Stimmen des Lebens aufbauen.

Unser Verhältnis zum Tod bestimmt unsere Lebensführung, bestimmt unser Temperament, bestimmt eigentlich unser ganzes Leben. Der Tod erscheint uns nicht plötzlich aus der Versenkung der Lebensbühne. Er steht nicht nur am Ausgang unseres Lebensweges als Rächer oder Erlöser, sondern wir sehen ihn von dem Tage an, da wir sehend geworden. Und wir sind erst sehend, bis wir den Tod gesehen haben. Nicht das Leben ist es, das den Tod nach seinem Belieben früher oder später zu Hilfe ruft. Der Tod ist der Lenker des Lebens. Er ist der große König, dem wir schon im Leben untertan sind. Vom Tage der Geburt an dreht sich alles um die Frage, wann wir ihm gehören werden.

Wie verschieden stellen sich die einzelnen Menschen zum Tod! Die große Mehrzahl spielt den Vogel Strauß. Sie wollen nichts davon wissen, daß es einen Tod gibt. Sie vermeiden jede Gelegenheit, bei der sie an Gevatter Hein denken oder von ihm sprechen müssen. Sie gehen zu keinem Leichenbegängnis, vermeiden es, Schwerkranken Besuche zu machen. Stirbt einer ihrer Nächsten oder intimen Bekannten, so geraten sie in hochgradige Aufregung. Sie haben plötzlich dem Tode ins Antlitz geschaut. Sie bringen einige Nächte schlaflos in quälender Angst zu. Visionen verfolgen sie, peinliche Ahnungen zittern durch ihre Seele. Sie gebärden sich wie Menschen, die einen unbekannten Weg im Nebel gehen. Plötzlich lichtet sich der Nebel und sie gewahren die dräuenden Abgründe zur Rechten und zur Linken. Ihre Beine wanken, sie schwindeln, der Atem stockt. Mühsam, ängstlich, gezwungen und widerwillig setzen

sie ein Bein vor das andere. Endlich sind sie aus dem Bereiche der Gefahr. Sie atmen auf, fliehen weiter und wollen nicht einmal zurücksehen. Auch die Menschen, die nie an den Tod denken, die durchs Leben wie durch einen dichten Nebel schreiten, wollen nicht mehr nach rückwärts sehen, wenn sie die Schluchten einmal erblickt haben. Weder nach rückwärts, noch nach vorwärts. Ähnlich verhalten sie sich in schwerer Krankheit. Sie möchten sich darüber hinwegtäuschen, daß der Tod an ihrem Lager Wache hält. Unwillkürlich dringt trotzdem die Todesangst durch die Hoffnungsgedanken. Wenn sie doch jetzt sterben sollten? Sie haben meist ein sicheres Lebensgefühl, das ihnen ein langes Leben zusagt. Eine innere Stimme, die ihnen zuraunt: Du kannst ruhig sein, deine Stunde ist noch nicht gekommen. Dieses Gefühl entschwindet ihnen mit ihren Kräften. Es wird von den tückischen Giften, vom brennenden Fieber aufgezehrt. Jetzt werden sie zu Egoisten, hart und grausam gegen ihre Umgebung. Denn sie leben so gern und werden vielleicht bald von dieser schönen Welt scheiden müssen, während die anderen, die Gesunden, die Kräftigen, sich des Lebens freuen werden. Es gibt Momente, in denen solche Kranke die lebenstrotzende Umgebung hassen, nur darum hassen, weil die Gesunden dem Tod nicht sobald zur Beute fallen müssen.

Ganz verschieden verhalten sich die Menschen, die fortwährend an den Tod denken und diesen Gedanken nicht los werden können. Maupassant hat diesen Typus mit großer Meisterschaft in „Bel-ami" geschildert: Einen alten Poeten, der zu keinem Lebensgenuß kommen kann, weil er immer das grinsende Gespenst des Todes vor Augen hat. Für solche Menschen ist der Tod eine Zwangsvorstellung, die sie bis in die tiefsten Träume verfolgt, sich in ihre Lustbarkeit mischt und jeden Freudenbecher vergiftet. Sie sind unheimlich weitsichtig. Sie sehen das Ende, dem ja keiner von uns entgehen kann, bereits am Anfang ihres Lebens. Küssen sie ein jungfrisches, blühendes Lippenpaar, so erblicken sie wie eine Vision dasselbe Wesen als verwittertes Totengesicht. Jauchzt alles um sie her ein bacchantisches Evoe! — so rinnt ihre heimliche Träne der Vergänglichkeit irdischen Genusses.

Diese Zwangsvorstellung hat ihre Wurzel in einer übertriebenen Liebe zum Leben, die sich als Angst vor dem Tode äußert. Sie sind geheime Verbrecher, die anderen Menschen den Tod gewünscht haben. „Jeder Neurotiker ist ein Verbrecher ohne den Mut zum Verbrechen". Die grausamen Todeswünsche kehren alle unbarmherzig wieder und richten ihre Pfeile gegen die eigene Brust. Solche Menschen geraten in die schwersten psychischen Konflikte. Sie werden grübelnde Hypochonder, melancholische Weltschmerzler und weltfremde Phantasten. Das Leben wird ihnen zur Pein und die schreckliche Angst vor dem Tode kann sie sogar in den Tod treiben. Selbstmord ist die Kapitulation des Lebens vor dem Tode. Lieber der Tod, als das ewige Bangen vor dem Tode, lieber die Gewißheit der Ewigkeit, als die ewige Ungewißheit. Selbstmord ist aber auch die Strafe für die geheimen Todeswünsche.

Einen dritten Typus stellen jene Menschen dar, die ein gewisses Kompromiß mit dem Tode abgeschlossen haben. Sie widmen ihm täglich eine kurze Spanne Zeit. Sie denken an ihn, wie man ein Gebet verrichtet, fast mechanisch, und dann fühlen sie sich erleichtert, wie wenn sie eine unangenehme, nicht zu umgehende Aufgabe hinter sich hätten. Diese Rücksprache mit dem Tode gibt ihnen eine sichere Ruhe, eine Überlegenheit den anderen Menschen gegenüber. Dabei sind sie doch ängstliche Naturen. Allein ihnen gelingt die Verdrängung der Angst für den größten Teil ihres Lebens. Sie bilden den Übergang zum vierten Typus, zu jenen glücklichen Menschen, für die der Tod alle Schrecknisse verloren hat. Sie haben ihn als den guten Freund der Menschen erkannt, der nie zu früh kommt, als den Erlöser aus Erdenpein und Erdenmüh, als den Vollender des Unabwendbaren, Notwendigen. Wie ihnen die Erkenntnis gekommen ist? Entweder in einsamen Stunden, in höchster Lebensgefahr, wie dem Wurzelsepp, dessen Philosophie „Es kann dir nix geschehn" den Inbegriff aller Weltweisheit umfaßt. Oder in heißem Ringen nach der höchsten Wahrheit, als köstliche Frucht ihrer geistigen Kämpfe. Oder als ein Naturgeschenk einer blinden, gütigen Vorsehung! Oder . . . doch von dieser letzten Möglichkeit, die alle Möglichkeiten in sich schließt, wollen wir erst

ſpäter ſprechen. Solche Menſchen ſind die wahren Lebenskünſtler, die das „Carpe diem“ des Lateiners in ſeinem ganzen Wert erkannt haben, die ſich des Lebens freuen, weil ſie noch leben, die das Leben genießen, weil ſie einmal ſterben werden, es erſchöpfen wollen, bevor ſie geſtorben ſind.

Unſer Verhältnis zum Tode beſtimmt unſer Schickſal. Es iſt der tiefſte Kern unſeres Weſens. Man kann es ja an unſeren Künſtlern ſehen, wie ihre Kräfte wachſen, wenn ſie den Tod künſtleriſch geſtalten, wenn ſie pſychiſchen Verrat an ihren geheimſten Gedanken üben müſſen. Wie entſchleiert ſich die Todesangſt des fröhlichen Mozart in ſeinem Requiem, in ſeinen dumpfen Paukenſchlägen im „Don Juan“ beim Erſcheinen des ſteinernen Gaſtes! Wie verändert ſich der genußfrohe, heitere Schubert, wenn er den „Tod und das Mädchen“ komponiert! Das Thema quält ihn ſo lange, daß er ſich noch in einem Streichquartett, in dem das Thema in ſinniger Weiſe variiert wird, davon befreit. Wie rührend klagt Brahms in ſeinen Geſängen an den Tod. Sein Klageruf: „O Tod!“ iſt ein herzergreifender Abſchied vom Leben. Man denke an den Trauermarſch von Chopin, an Beethovens Klage über den Tod eines Helden, an ſeine Trauermärſche. Und unſere Dichter? Wachſen ſie nicht über ſich ſelbſt hinaus, wenn ſie mit dem Tode rechten? Man müßte die ſchönſten Stellen der Weltliteratur zitieren, um dieſen Satz zu belegen.

Uns jedoch bewegt jetzt eine andere Frage, die uns einer Löſung des Problems näherbringt: Wodurch wird unſer Verhältnis zum Tod beſtimmt? Welche Kraft iſt es, die uns den Tod bald in dieſer, bald in jener Geſtalt vorführt, die unſer Denken, unſer Handeln ſo intenſiv beeinflußt?

Dieſe Kraft iſt der Lebenstrieb, den Möbius den wichtigſten aller Triebe nennt. Je ſtärker die Kraft des Lebenstriebes ſich äußert, deſto ausgeſprochener wird die Furcht vor dem Tode das Individuum beherrſchen. Und die verſchiedenen Typen laſſen ſich unſchwer erklären. Die den Tod nicht ſehen wollen, denen iſt es gelungen, die Regungen des Triebes zeitweilig zu unterdrücken; die anderen, die ihn immer ſehen, leiden unter Übermächtigkeit des Lebenstriebes;

die dritten ſind Periodiker, Menſchen, bei denen das Triebleben in Wellenbergen und Wellentälern mit täglichen Schwankungen verläuft; und die vierten, die dem Tod lachend ins Auge ſehen, ſind entweder Helden oder Philoſophen, die den Trieb ſublimiert und durch geiſtige Kraft gebändigt haben.

Man halte ſich noch vor Augen, daß die Triebe immer in Paaren auftreten; Trieb und Gegentrieb. Dem Lebenstrieb entſpricht der Trieb nach dem Tode, dem Selbſterhaltungs- der Selbſtvernichtungstrieb.

Viel komplizierter werden die Verhältniſſe, wenn wir noch die innigen Beziehungen der verſchiedenen Triebe zueinander berückſichtigen. Der Geſchlechtstrieb kann den Lebenstrieb unterdrücken. Ein Verliebter fürchtet den Tod nicht. Erhält der Lebenstrieb das Individuum, ſo ſchützt der Geſchlechtstrieb die Gattung.

Das führt zu unzähligen Verbindungen zwiſchen der Liebe und dem Tod. Eros und Thanatos! Unwillkürlich denken wir an die Eintagsfliegen, für welche die Liebe zugleich den Tod bedeutet, die nach einem kurzen Tanze im Sonnenlicht, nach einer heißen Umarmung ſchauernd in das Brautbett des Todes ſinken. Auch wir Menſchen wollen den Tod durch die Liebe überwinden. Es iſt kein Zufall, daß die Angſt der Neurotiker unterdrückte Sexualität bedeutet. Es iſt die Furcht vor dem Tode, die an den Wänden des Kerkers pocht, weil ſie nicht durch die Liebe in Schlaf geſungen wurde.

Wir und der Tod! Es könnte ebenſogut „Wir und die Liebe" heißen. Liebe und Tod beſtimmen den Charakter des Individuums. Beide ſind ſein Schickſal, beide ſeine Erfüllung. Die Liebe bringt den Tod, der Tod unterwirft ſich der Liebe. Es iſt ein ewiges Kämpfen, dem alles Leben untertan iſt. Es iſt das Leitmotiv der Schöpfung. Ein grandioſes, ſchaurig-ſüßes, ſtrahlendes Leitmotiv, das in unzähligen Variationen durch alle ſchlagenden Herzen ſchwingt. Aus dieſen einzelnen Klängen baut ſich die gewaltige Symphonie des Lebens auf, zu der die Liebe die Melodie und der Tod den Takt gibt.

Frühlingskriſen.

Hütet euch, ſchläfrige Menſchenkinder: der Lenz geht um! Mit goldenen Schellen und ſilbernen Glöckchen fährt er durch die Lande und wandelt alle Herzen. Er macht die Alten jung und die Jungen alt, die Toren weiſe und die Weiſen töricht. Wo eine verborgene Sehnſucht ſchlummert, er weckt ſie zu neuem Leben. Wenn euer Herz mit drei dicken, roſtigen Eiſenſpangen umgürtet iſt, wie das des „Kranken Heinrich", er rührt nur leiſe mit ſeinen Roſenfingern und ſie fallen ab, als wenn ſie aus gebrechlichem Spinngewebe wären. Und alte, vergrabene, lebensmüde Wünſche trauen ſich ans Tageslicht und erfüllen euer Herz mit neuer und alter Sehnſucht . . .

Unſichtbare Bande verknüpfen uns Menſchen mit der Erde. Wir dünken uns frei und unabhängig. Wir wähnen uns die Beherrſcher der Erde. Wir brüſten uns, wir hätten Luft und Waſſer in unſeren Dienſt geſtellt. Ein leiſes Beben im Innern unſeres Planeten, und wir müſſen beſchämt unſere grenzenloſe Ohnmacht geſtehen. Ebenſo ſind wir allen Veränderungen untertan, die ſich auf dieſer Welt in ſicherem, periodiſchem Gleichmaße vollziehen. Wir ſind den Einflüſſen der Atmoſphäre unterworfen faſt ſo wie die Pflanzen. Wir ſind jammervolle Sklaven des klimatiſchen Milieus. Wir müſſen krank ſein und geſund ſein nach geheimen periodiſchen Geſetzen. Wir leben und ſterben nach einem Rhythmus, uns der von der Natur vorgezeichnet wurde.

Und unſere Stimmungen? Die Statiſtiker haben darüber keine genauen Berechnungen angeſtellt. Aber wir wiſſen, daß es Tage gibt, wo ſich alle Menſchen matt und müde fühlen. Tage, „wo die Waſſer klanglos ſchleichen, — Blütenaugen ängſtlich ſtarren, — Wo uns iſt, als wär' das Leben — All' verſenkt in banges Harren", ſingt Hammerling. Es iſt kein Zufall, daß ein Theaterſtück an einem Tage durchfällt und an einem anderen Tage einen großen Erfolg erlebt. Die Menſchen ſtehen alle unter der Herrſchaft

klimatiſcher Faktoren. Vielleicht daß einmal die Zeit kommt, da der Dichter die Premiere ängſtlich hinausſchieben wird, wenn der Luftdruck zu groß iſt. Vielleicht . . .

Doch wozu Zukunftsträume ſpinnen? Halten wir uns an die ſichere Gegenwart. Wir wiſſen es aus einer Reihe von Erſcheinungen, daß der Frühling für alle Menſchen eine kritiſche Zeit iſt. Da gibt es welche, die ſich merkwürdig ſchlaff und gebrochen fühlen. (In ſüdlichen Gegenden beſchuldigen ſie dann den Schirokko, oder ſie ſagen, die laue Frühlingsluft wirke erſchlaffend auf die Nerven.) Dagegen jauchzen andere dem blauen Bande des Lenzes entgegen, wenn ſie jung, unternehmungsluſtig und lebensfreudig ſind.

Schon dieſe Beobachtung muß uns ſtutzig machen. Wieſo kommt es, daß dieſelben klimatiſchen Faktoren zwei ſo grundverſchiedene Wirkungen auszuüben imſtande ſind? Reagieren am Ende die Menſchen auf dieſelben Einwirkungen in verſchiedener Weiſe?

Dieſe Fragen laſſen ſich in einfacher Weiſe löſen, wenn wir noch ein zweites Moment in Rechnung ſtellen. Es iſt dies das pſychologiſche. Erſt die pſychiſche Wirkung des Frühlings klärt uns die ſonderbare zwieſpältige Erſcheinung auf.

Es iſt ſchon älteren Statiſtikern aufgefallen, daß die meiſten Selbſtmorde im Wonnemonat Mai verübt werden. Wohlgemerkt! Nicht im froſtigen Winter, da des Lebens Not ſich am ſchwerſten fühlbar macht. Nein — gerade im ſchönſten aller Monate, da junges Grün die ſchwellenden Wieſen deckt, da alles blüht und die Lüfte erfüllt ſind von unzähligen Hoffnungen. Zeigt ſich nicht da ein Widerſpruch in den ſchönen Verſicherungen, die uns die Dichter gegeben haben? Hat uns nicht Uhland das herrliche „Nun muß ſich alles wenden!“ geſungen? Hat nicht Kerner gefunden, daß nur „Junges Grün ans Herz gelegt“ die Schmerzen lindern kann? —

Ach — immer mehr kommt es uns zum Bewußtſein, daß die Dichter nur jubeln, um ihre eigenen Schmerzen zu betäuben. „Es muß ſich alles wenden!“ ſingt nur jemand, der die Zweifel ſeiner Seele erſticken will. Der Schrei gleicht nur zu ſehr dem Schreien eines zitternden Kindes, das ſeine Angſt betäuben will.

Der Frühling ist die kritische Zeit aller Seelenkranken. Alle alten, kaum vernarbten Wunden brechen wieder auf und bluten um so stärker, je stärker der Jubel in der Natur sich entfaltet.

Das hat seine guten Gründe. Wir glauben nicht recht an unsere Verjüngung im Lenz. Wir merken mit ohnmächtigem Neid, daß nur die Natur sich ewig erneut. Wir werden mit jedem Frühling um ein Jahr älter, um eine Enttäuschung reicher und um eine Hoffnung ärmer. Wir kommen immer mehr zur Erkenntnis, daß uns das Leben zum Besten hält und einen Narren aus uns macht. Jedes Jahr dasselbe eitle Spiel mit unleidlichen Wirklichkeiten, gemildert durch die Aussichten einer besseren Zukunft. Jeder Lenz ist eine Promesse, die uns den Haupttreffer verspricht. Aber wenn man schon zwanzigmal eine Niete gezogen hat, verliert man die Lust am Spiel. Das ist die geheime Philosophie der Selbstmörder, die im Mai aus dem Leben scheiden. Sie ziehen das tragische Ende — einer endlosen Tragik vor.

Was sich in extremen Graden bei diesen Lebensmüden vollzieht, das durchzittert in leisen Schwingungen das Herz eines jeden Menschen. Der neue Frühling weckt unseren alten. Jedwede Sehnsucht meldet sich und fordert mehr oder weniger stürmisch ihr Recht auf Erfüllung. Soll nur die Natur das Recht haben, sich zu verjüngen und zu erneuern?!

Besonders die Empfindsamen, die eine allem Psychologischen abholde Zeit die „Nervösen" getauft hat, machen wahrhafte Frühlingskrisen durch. Im Winter schienen ihre seelischen Konflikte scheinbar erloschen. Wie unter einer dicken Schneedecke schliefen sie einen mehr oder minder tiefen Winterschlaf. Jetzt beginnen sie sich allmählich zu regen, und das kranke Herz fühlt auf's neue seine Leiden.

Jeder Neurotiker weiß seine Wunder von den Wunden des Lenzes zu erzählen. Hat er sich immer müde und abgespannt gefühlt, so fühlt er sich jetzt doppelt müde; kam er sich je verlassen vor, so empfindet er jetzt die Vereinsamung doppelt schwer; wurde er von ängstlichen Schauern befallen, jetzt steigern sie sich zur unerträglichen Qual; zweifelte er an seiner Gesundheit und sah er den Tod in nicht allzu weiter Ferne, jetzt ist ihm schwere Krankheit Gewißheit und der Tod steht grinsend vor seiner Tür.

Daß er an den Wonneſchauern des Lenzes nicht teilnehmen kann, daß er unfähig iſt zur Liebe und zur Lebensfreude, das macht ihn in dieſen Tagen, da das „kleinſte, fernſte Tal blüht", ſo elend und unglücklich.

Auch für die Jugend, für die ungeduldigen, auf ihren Anteil am Leben harrenden Jungen bedeutet der Frühling eine ſchickſalsſchwangere Zeit. Jeder Tag, der ohne Erfüllung ihrer Wünſche verſtreicht, dünkt ſie ein bitteres Unrecht. Sie ſind ungeduldig. Sie ſind blind für die Zukunft, da ſie den Moment überſchätzen. Und es bedarf nur eines kleinen auslöſenden Momentes und ſie fühlen ſich unglücklich, verlaſſen, verloren und lebensmüde. Und manche ſchleichen aus dem Leben wie ein ſcheuer Menſch, der irrtümlich in eine fremde Wohnung gekommen. Sie bitten förmlich um Entſchuldigung, daß ſie ſich die Freiheit genommen, ſo lange zu leben. Sie wollen raſch leben oder lieber gar nicht. Sie wollen die Früchte des Herbſtes ſchon im Lenz genießen, ſie wollen die reifen Erfüllungen des Sommers gar nicht erwarten. Sie empfinden die Jugend der Natur wie eine Ironie des Schickſals.

Wenn ſie das Leben verlaſſen, begegnen ſie den Alten, die die Komödie nicht mehr mitmachen wollen. Und ſie blicken einander verſtändnisvoll an . . .

Auch die Geſunden werden ein wenig rebelliſch. Die erſten Frühlingslüfte wecken in ihnen allerlei wunderliche Gedanken. Alte, verſtaubte, im Winkel der Seele abgelegene „Sehnſüchte" werden wieder hervorgeholt. Man beginnt vom Sommer zu ſprechen. Von ſeinen Reiſeplänen. Man möchte am liebſten gleich zu Oſtern die Fremde aufſuchen. Man iſt ein wenig der alten Umgebung müde. Man iſt ſeiner ſelbſt müde. Man möchte vor ſich die Flucht ergreifen.

Es iſt eigentlich ein einziger großer Rauſch, der die ganze Welt ergriffen hat. Und ſelig ſind die Ewigkindlichen, die ſich jedes Jahr auf's neue berauſchen können! Selig die Leichtvergeſſenden, die in jedem Lenz eine neue Gewähr kommender Erfüllung begrüßen! Selig die Alleswiſſenden, die ſich gern betrügen und überreden laſſen, denen alles ein Spiel iſt und die in dieſem Spiele den wahren Sinn des Lebens erfaſſen.

Das Gefühl der Einſamkeit.

Wer hat die falſche Behauptung aufgeſtellt, daß die Menſchen der Großſtadt enteilen, um die Einſamkeit zu ſuchen? Kann der Wanderer in der freien Natur einſam ſein? Klingen nicht tauſend Stimmen um ihn und in ihm? Lebt nicht alles, was ihn umgibt und lebt er ſelber nicht reicher, da er ſich eins fühlt mit all dem drängenden Weben und Vergehen?

Auch auf dem weiten Meere ſind wir nicht allein. Da ſchlagen die ſchäumenden Wellen ans Schiff und ſingen uns die uralten, heiligen Wiegenlieder der Menſchheit. Du fühlſt dich ſelber eine Welle unter den Milliarden Wellen. Dein Leid verrauſcht und verrinnt, wie die in nichts zerfließende Woge, die erſt ſo ſtolz ihre weiße Mähne geſchüttelt hat. Und wenn der wilde, brauſende Sturm mit Schiff und Schiffern ſpielt, glaubſt du die Stimme der Natur zu hören und verſinkſt in das Gefühl deſſen, was du warſt und ewig ſein wirſt: eines von der ſorgenden Mutter geſchaukelten Kindes.

Einſam ſind wir nur in der großen Stadt. Je bunter das Treiben durch die Straßen tollt, je mehr Menſchen ſich drängen und haſten, je lauter der Lärm dein Ohr erfüllt, deſto ſtiller iſt es *in* uns, deſto einſamer fühlen wir uns, und deſto grauer und eintöniger erſcheint uns das Leben. So ſonderbar gefügt iſt das Menſchenherz. Es verlangt immer nach Liebe. Der Menſch kann altern; das Herz, das ewig junge Herz will nicht allein ſein... Und es fühlt ſich unter den fremden Menſchen allein und verlaſſen. Es ſteht vor einem Meer von Liebesmöglichkeiten und verdurſtet nach Zärtlichkeit, weil keine der Wogen es erreicht. Es hungert wie ein im Finſtern ſchleichender Arbeitsloſer, der den hell erleuchteten Laden des Metzgers ſcheuen Blickes ſtreift.

Nie im Leben werde ich meine erſten Sonntage im Prater vergeſſen. Ich war ein lebensluſtiger und lebensdurſtiger Student, immer ein Lied auf den Lippen und einen Schelmenſtreich im Kopfe. Was hatte ich nicht alles vom luſtigen Prater vernommen! Wie freute ich mich auf dieſen tollen Wirbel der Lebensluſt!

Klopfenden Herzens ging ich durch die fremde Menſchenmenge. Verwirrt ſtarrte ich auf die zahlloſen Wagen, die vorbeiflogen, auf die reichgeſchmückten ſtolzen Damen und die wohlgepflegten Herren. Faſſungslos machte mich der endloſe Reigen von unbekannten Geſichtern, die lächelnd, plaudernd, herausfordernd und gleichgültig an mir vorbeizogen. Es nahm gar kein Ende. Immer neue Menſchen, jeder in ſeinem Sonntagsſtaat, jeder mit ſeinen heimlichen Sorgen, heimlichen Sünden und heimlichen Gedanken. Ich kam mir ſo unendlich verlaſſen vor. Wie ein hilfloſes Kind, das im dunkeln Zimmer ſteht und nach der Mutter verlangt. Und immer wieder drängte ſich die unendliche Kette gleichgültiger Geſichter an mir vorüber. Was hätte ich darum gegeben, ein einziges bekanntes Weſen zu bemerken! Ein Auge aufblitzen zu ſehen, wenn es das meine traf! Das Gedränge wurde immer dichter. Die Menſchen ſtanden in dichten Maſſen vor den Wirtsgärten, aus denen lockende Klänge tönten: Einer der neueſten Walzer von Johann Strauß, den eine Regimentsmuſik zum Entzücken der Zuhörer zum beſten gab. Es war, als ob die große Menge ſich unmerklich hin- und herwiegen würde. Die Köpfe ſchwenkten ſich unmerklich im Takte des Walzers die Hände ſchlenkerten den Takt dazu.

Ich eilte weiter, bis ich dem Bereich des Lärmes entzogen war. Wie gehetzt lief ich durch die dichten, lieblichen Büſche und Auen und ſtörte manches in trauliches Geſpräch verſunkene Pärchen. Dann warf ich mich an einer ſtillen Stelle ins Gras und weinte bitterlich. Ich empfand zum erſtenmal im Leben das unerträgliche Gefühl der großen Einſamkeit.

So mag es jedem Menſchen ergehen, der ſeinen eigenen Stimmen horchen kann. Die meiſten jedoch wollen das heimliche Glockenſpiel ihrer Bruſt nur hören, wenn es ihnen fröhliche Melodien vorſpielt. Die wehmütigen Weiſen gehen im Lärm der Großſtadt ver-

loren. Was tun ſie nicht alles, um ſich vorzumachen, daß ſie nicht einſam ſind!

Tauſendfach ſchwerer empfindet das Gefühl der Einſamkeit der „nervöſe" Menſch. Sieht ſich der Normale von „gleichgültigen" Geſichtern umgeben, ſo werden ſie für den Neurotiker zu „feindſeligen". Ach — er iſt ſo anſpruchsvoll in ſeiner unſtillbaren Begierde nach Liebe und Zärtlichkeit. Er möchte immer gehegt und verwöhnt ſein; von ſanften, weichen Händen geſtreichelt, von ſtarken Armen geſtützt, von lieben Worten umſchmeichelt und von gütigen Augen bewundert. Er hat einen ewigen Durſt nach Freundſchaft und nach Verſtändnis. Und er findet — wie alle Menſchen — beides ſo ſelten! Oder gar nicht.

Der Neurotiker iſt immer ein „Einſamer". Seine Angſtgefühle und ſeine unterdrückten Phantaſien umſpinnen ihn mit unzähligen feinen Fäden, die ein dichtes Netz werden, durch das die Reize der Außenwelt nur ſchwer eindringen. Er lebt in ſeiner eigenen Welt. Muß die da draußen ihm nicht die fremde werden?

Was wiſſen die andern Menſchen von ſeinen Leiden und ſeinen Qualen? Er ſieht lauter fröhliche Geſichter und das ſtimmt ihn immer trauriger. Oder er fühlt die abwehrende Feindſeligkeit der Fremden, weil er ſie eben herausfühlen will. Weil er ſelber all' den andern fremd gegenüberſteht.

Und trotzdem kann er nicht allein ſein. Die Einſamkeit dünkt ihm unerträglich. Er braucht Menſchen, Worte, Lärm und Tätigkeit um ſich her. Er will nicht den Stimmen des eigenen Ich lauſchen. Er weiß es, er kann nur Disharmonien hören. Er flieht die Einſamkeit, die ihn an ſich erinnert.

Er will unter vielen Menſchen einſam ſein und ſich über ſeinen Mangel an Geſellſchaft hinwegtäuſchen. Wer kennt ſie nicht, die Menſchen, die nicht allein ſein können? Sie brauchen immer Geſellſchaft und Trubel um ſich herum. Sie bevölkern die Theater, die Kaffeehäuſer, die Reſtaurants, die öffentlichen Gärten und Promenaden. Sie wollen nicht einen Moment lang allein ſein. Sie müſſen immer ihren Geiſt nach außen ablenken. Jede freie Minute, die ſie haben, wird durch äußere Einflüſſe ausgefüllt. Sie leſen

in der Bahn, in der Elektrischen, im Wagen und selbst gehend auf der Straße. Nur nicht eine Sekunde lang mit sich allein sein! Nur nicht denken müssen, was man nicht denken will ...

Trotzdem kommen die traurigen Augenblicke, da den die Stille des Herzens Fliehenden das Gefühl der Einsamkeit übermächtig befällt. Mit einem Male erscheinen ihm alle Menschen so fremd! Fremd die Straßen und Plätze. Fremd die Gärten. Alle Vergnügungen so schal, alle Worte, die er austauscht, so leer, so abgeschmackt, so unnatürlich. Er fühlt sich plötzlich einsam und wird sich seiner Einsamkeit bewußt ...

Nun treibt es ihn fort aus der großen Stadt in die Berge oder ans Meer. Das Reisefieber beginnt ihn zu schütteln und gibt ihm für einige Tage neue Sensationen. Er reißt die alten Fäden und zieht mit seiner Sehnsucht in die Fremde.

Hier beginnt das alte Spiel. Er kann wieder nicht allein sein. Er beginnt die Gesellschaft der „Sehenswürdigkeiten" zu suchen. Er klammert sich ängstlich an jeden Menschen, der seinen Weg teilen kann. So entstehen die bekannten Reisefreundschaften: Notehen für Einsame, die nicht einsam sein können.

Doch der großen Einsamkeit entgeht kein Sterblicher. Sie schleicht lange dem Menschen nach und ehe er es sich versieht, umhüllt sie ihn mit Finsternis und Wehmut. Es kommt die Stunde der großen Einsamkeit. Die alten Wunden brechen auf. Die Glocken des Herzens beginnen machtvoll zu läuten und lassen sich nicht übertönen. Das Herz verlangt seine Stunde, da es aus sich heraus sprechen kann.

Da wagt der Mensch den Blick in die Tiefe des Herzens, von dem Nietzsche so treffend sagt: „Nicht die Höhe, der Abhang ist das Furchtbare: Der Abhang, wo der Blick hinunterstürzt und die Hand hinaufgreift. Da schwindelt dem Herzen vor seinem doppelten Willen." Der Neurotiker merkt in dieser einsamen Stunde, da „er den Gerichtstag über sein eigenes Ich" hält, daß er einen „doppelten" Willen hat, daß er ein „Zerissener" ist, daß er die Einsamkeit nur deshalb geflohen, weil er den zweiten Willen nicht hören wollte. Er ermißt mit Schaudern den Abgrund seiner Seele,

bemerkt erſchüttert den Riß, der durch ſein Inneres geht. Er wird ſich törichter Wünſche bewußt, die ſein Herz erfüllen; Wünſche der Jugend, die er für abgeſtorben gehalten. Brennende Träume von Ehrgeiz und großen Zielen, unterdrückte Wünſche von Liebe und Lebensgenuß. Er ſieht mit Schaudern, was er einmal gewollt und wie wenig er davon erreicht hat. Denn was ſind ihm heute die Wünſche ſeiner Jugend? „Die Jugend" — ſagt Börne —, „es iſt uns ein dunkles Wort. Wir alten Leute ſprechen es aus und verſtehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche iſt uns heller. Nur gut, daß es ſo iſt; gut, daß wir im Alter die Jugend vergeſſen, denn wäre es anders, es wäre ſchlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten."

Der Neurotiker kann ſeine Jugend nicht vergeſſen. Er gleicht einem Menſchen, den eine böſe Fee verzaubert und dem ſie die Fähigkeit genommen hat, nach vorn zu ſehen. Er blickt immer wie gebannt in die Vergangenheit und ſtolpert über die Wege der Gegenwart.

In der Stunde der großen Einſamkeit reißen die Nebel und die alten Wünſche heben ihr blutloſes Angeſicht empor. Was ſind ſie ihm mehr als begrabene Hoffnungen, deren Erfüllung ihn heute kalt laſſen würden? „Mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunſch, der ſie gerufen, ſchon längſt begraben iſt," ... ſchreibt der vorher erwähnte Autor in einer ſtillen Stunde der Einſamkeit in ſein Tagebuch.

Nur darum ſcheut der Menſch den Blick in die Tiefen ſeiner Seele. Nur darum kann er nicht allein ſein. Es iſt nicht jedermanns Geſchmack, auf Friedhöfen zu luſtwandeln. Ein ſolcher Friedhof iſt unſerer Inneres: Zahlloſe Gräber, wo unſre toten Wünſche und begrabenen Hoffnungen liegen. Sollen wir *täglich* die Kreuze mit Blumen der Erinnerung ſchmücken?

Warum denn nicht? Warum flieht der Neurotiker, warum fliehen wir alle die große Einſamkeit? Wir ſollten ſie ſuchen, daß wir Zwieſprache mit uns halten können. Wir ſollten uns auf uns elbſt beſinnen. Dazu freilich iſt der Lärm der großen Stadt nicht geeignet. Da fühlt man nur die Einſamkeit als quälenden Kontraſt,

ohne ſich auf ſich beſinnen zu können. Nur da draußen, wo wir allein und doch nicht allein ſind, wird uns die große Einſamkeit zur gütigen Freundin, die uns mit ſanfter Hand über die Abgründe und Gräber der Jugend führt.

Die Einſamkeit der Stadt reißt die alten Wunden auf. Die Einſamkeit der Allmutter Natur — es iſt ja keine Einſamkeit — öffnet unſer Herz und heilt die im Dunkel ſchwärenden Gebreſte. Freilich unter Schmerzen und Qualen. Davor fürchten ſich manche Menſchen. Und ſie klammern ſich ängſtlich an die Stadt und vermeiden das Alleinſein, als wäre ihr Friede und ihr Glück nur in den überhitzten Mauern und gepflaſterten Straßen zu finden. Sie übertragen all ihre Liebe auf die Stadt, in der ſie wohnen. Lieben ſie, haſſen ſie, loben ſie, tadeln ſie. Weil ſie ihnen die große Stunde der Einſamkeit erſpart. Weil ſie die Abrechnung mit ſich ſelbſt hinausſchieben, wie ein ängſtlicher Schüler ſeine Prüfung.

Das gilt nicht bloß für die „Nervöſen". Das gilt für alle Menſchen. Denn wo gibt es denn jene ſagenhaften Weſen, die ſich mit Recht rühmen dürfen, die Geſundheit ſei ihnen eigen? Ich habe noch keinen ſolchen Menſchen geſehen! Wir — unſerer Schwächen Bewußten — ſollten uns vorbereiten für die ſchickſalsſchwere Stunde der großen erkennenden Einſamkeit. Wir ſollten lernen, allein ſein zu können.

Noch ſchlummern die Herdeninſtinkte zu übermächtig in unſerem Innern. Noch empfinden wir die Einſamkeit als Strafe. Wir beſchäftigen uns zu wenig mit uns ſelber!

Das könnte man leicht für einen Irrtum anſehen. Denkt doch der „Nervöſe" fortwährend an ſich und ſeine Leiden! Grübelt er doch Tag und Nacht über ſeine Nerven und ſeine Stimmungen und wird mit den Problemen, die er ſich ſtellt, niemals fertig. Das hat ſeine guten Gründe. Alle dieſe Grübeleien ſind „verſchobene" Kräfte. Sie ſind Erſatzprodukte einer fehlenden Erkenntnis.

Die Neurotiker kämpfen mit Geſpenſtern. Sie ſollten die dicht verſchloſſenen Läden ihres Seelenſchreines weit öffnen und helles Sonnenlicht hineinfluten laſſen. Auch unſer Herz bedarf von Zeit zu Zeit einer gründlichen Bilanz, die uns beweiſen kann, wie

unſer „Soll und Haben“ ſteht. Auch unſer Herz bedarf von Zeit zu Zeit eines großen Reinemachens, da der Flederwiſch der Erkenntnis die Spinneweben törichter Wünſche ein für alle Mal zerſtört — und Raum macht für neue Wünſche, neue Begierden, neue Hoffnungen.

Deshalb wiederhole ich es: Der Menſch ſoll beizeiten lernen, allein ſein zu können und die Einſamkeit zu ertragen. Dann iſt er eigentlich nie allein. Er kann nicht allein ſein. Er kann dem Glockenſpiele ſeiner Bruſt horchen und Melodien hervorlocken, die ſonſt unrettbar verloren gehen. Warum ſuchen wir die Freunde und die Liebe in der Ferne? Sind wir denn unſre eigenen Freunde? Haben wir es dahin gebracht, uns ſelbſt zu lieben?! Wie wenige Menſchen können das von ſich ſagen! Können behaupten, daß ſie die Selbſtzufriedenheit der Erkennenden, nicht die Eitelkeit der ſich Täuſchenden beſitzen?!

Ich bin wieder allein im Prater. Jahrzehnte liegen zwiſchen den Tränen der Jugend und meinen Träumen von heute. Ich habe zwei Genoſſen mit mir: meinen beſten Freund und meinen ſchlimmſten Feind. Ich laſſe ſie miteinander reden und unterhalte mich dabei! Soll ich denen, die es nicht verſtehen, verraten, daß *ich* es bin, der mit *mir* Zwieſprache hält? — — — — — —

— —

— —

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die nervöse Frau	7
Der nervöse Mann	13
Das nervöse Kind	20
Der nervöse Dienstbote	28
Der nervöse Reisende	36
Der nervöse Sänger	42
Der nervöse Liebhaber	48
Der nervöse Musiker	53
Der nervöse Dichter	60
Der nervöse Arzt	66
Der Raunzer	70
In den Hundstagen	75
Müßige Menschen	80
Die Hausfrauen-Neurose	86
Der Verdauungshypochonder	91
Schauspieler des Lebens	96
Ewige Kinder	103
Das Glück der Ehe	109
Das kritische Alter des Mannes	116
Gebrochene Menschen	122
Der „kleine Kohn"	129
Die Furcht vor dem Alter	138
Luftschlösser	146
Wie wir durchs Leben schreiten	152
Frühlingskrisen	158
Das Gefühl der Einsamkeit	162

Von **Dr. Wilhelm Stekel** ist ferner im Verlage Paul Knepler (Wallishausser'sche Hofbuchhandlung), Wien, erschienen:

Was am Grund der Seele ruht ....

(Bekenntnisse eines Seelenarztes.) K 3.50.

Mit einem liebenswürdigen Vorworte leitet der Autor die Sammlung dieser Studien und Essays ein. Was Dr. Wilhelm Stekel über Gefühls-, Sinnes-, Empfindungs- und Traumleben schreibt und spricht, das gemahnt an vornehmer geartete Popularisierung der Wissenschaft, das ist die Anwendung der Methode, das streng Szientifische den Gebildeten in einer gefälligeren Sprache zu vermitteln, als sie dem zu Seinesgleichen sprechenden Fachgelehrten eigen sein darf. Manches in seinen Betrachtungen erinnert uns bei aller Modernität der Auffassung und bei scharfer Einhaltung des naturwissenschaftlichen Prinzips an Feuchtersleben's „Diätetik der Seele". Stekel gibt seinem Publikum nicht bloß den Sukkus des von ihm Studierten, sondern auch eine artige Auslese von Selbstgeschautem und Selbstbeobachtetem, keiner, der in verba magistri schwört, sondern einer, der nach-denkt, nach-fühlt, probiert und dann bestätigt. Seine Studien über die „zweite Welt", das ist die Welt außerhalb unseres Alltags und Berufes, die zugleich eigentlich ein Land darstellt, aus welchem der Nervenmensch den Weg nur schwer zurückfindet, über das Ringen zwischen Arzt und Tod, über die Sinnesfreudigkeit beim Essen, mit den Nuancierungen vom Riechen, Sehen und Schmecken, über den Größenwahn des Normalmenschen usw. usw. geben jedes für sich ein bald feines, bald drastisches psychologisches Bild und vor allem reichlichen Stoff zum Selbststudium. Und eine solche Lektüre hat immer auch ihren erziehlichen Wert, insbesondere für jene, die nicht blasiert durchs Leben laufen und der Bequemlichkeit halber fünfe grad sein lassen. Stekel liegt nichts ferner, als ein Moralprediger zu sein; er spricht in gütigem, fast heiterem Ton, aber um so mehr sind die Winke, die er gibt, und die Ratschläge, die er erteilt, aber nicht dozierend und präpotent, sondern leichthin sprechend und durch Beispiele die Aufmerksamkeit weckend, geeignet, „die Menschen zu bessern und zu bekehren." Das Kapitel von der „Kinderfreundschaft" ist Eltern und Erziehern ganz besonders zu empfehlen, und manche Mutter wird dann gerechte Bedenken tragen, ihr Herzenssöhnchen von dem Verkehr mit Seinesgleichen fernzuhalten, in der Meinung, sie verstehe ihr heranwachsendes Baby besser als Freunde und Kameraden. Es sind schöne, männliche und bedeutsame Akzente, die Stekel hier anschlägt. (Neues Wiener Tagblatt.)

In einer Reihe von Bildern, lose an einander gereiht und doch von einem einheitlichen Gedanken getragen, führt uns der Verfasser in das Leben der „zweiten Welt", die wir alle, bewußt oder unbewußt, in uns tragen. Das sind scheinbar verklungene Jugendeindrücke, heimliches Hoffen und Sehnen, das sind die in der Tiefe ruhenden, versteckten Triebe, die doch eines Tages mit elementarer Gewalt zum Durchbruch gelangen können. Verfasser ist ein Schüler Freud's und weiß trefflich auf dem geheimnisvollen Gebiet des Seelenlebens Bescheid. Seine Darstellung ist interessant und anregend, seine Sprache edel und lichtvoll. Das Werk ist im höchsten Grade geeignet, in weite Kreise Aufklärung und nützliche Anregung zu tragen. Möchten ihm recht viele Leser beschieden sein! Möchte es nicht nur selbst weitere Auflagen, sondern auch noch Fortsetzungen im gleichen Sinne erleben! (Psychische Studien.)

Aus der Sammlung „Hygienische Zeitfragen" ist ferner von **Dr. Wilhelm Stekel** im gleichen Verlage erschienen:

Nr. 1. Wie beuge ich einer Blinddarmentzündung vor?

Von Dr. Wilhelm Stekel.

„Jedem, der sich für diese hochwichtige Frage interessiert, sei dieses überaus lesenswerte Büchlein, das vor allem der gegenwärtig modern gewordenen Operationssucht bei Blinddarmreizungen entgegentritt, dringendst empfohlen."

Nr. 2. Die Ursachen der Nervosität.

Neue Ansichten über deren Entstehung und Verhütung von Dr. Wilhelm Stekel.

„Dr. Stekel faßt das Thema von einer ganz neuen, eigenartigen Seite an und man folgt ihm gerne auf den verschlungenen Pfaden zur Erkenntnis der wahren Ursachen der Nervosität. Es sind goldene Worte...."

Nr. 3. Harnsäure und kein Ende!

(Die echte und die falsche Gicht) von Dr. Wilhelm Stekel.

„Hier tritt Dr. Stekel dem Mißbrauch der Harnsäure-Diagnose entgegen. Dies Büchlein sollte jeder lesen, denn wer hat nicht schon von „überschüssiger Harnsäure" gehört und sich oft durch dieses vielfach gebrauchte Schlagwort beunruhigt."

Nr. 4. Keuschheit und Gesundheit.

Von Dr. Wilhelm Stekel.

„Die Zahl der sogenannten populären Schriften gerade über diesen Gegenstand ist Legion. Deshalb geht man an jedes derartige Buch mit einem gewissen Vorurteil heran, welches in den meisten Fällen sehr berechtigt ist. Das Buch Stekels macht aber eine rühmliche Ausnahme. Es hat mit den sonst üblichen schablonenmäßigen Broschüren nichts zu tun. Stekel behandelt dieses Thema von ganz neuen Gesichtspunkten aus und seine geistvollen Abhandlungen gehören zu dem Interessantesten, was auf diesem Gebiete je geschrieben wurde."

Preis der „Hygienischen Zeitfragen" à M. 1.— = K 1.20.